

Mercier und Camier



Samuel
Beckett

Dublin 1945: Zwei unzertrennliche Freunde gehen auf eine Reise. Wer sind sie, was bezwecken sie mit ihrer Reise, die nicht sehr weit führt und alsbald im Fiasko endet? Man weiß es nicht, sie kommen aus dem Nichts, doch sie planen ihre Schritte mit Eifer, streiten um Kleinigkeiten, brüten vergeblich über den Rätseln des Daseins und geraten in eine Nummernrevue des Irrsinns, bei der sich Gestalten einer aus den Fugen geratenen Welt mit den Gespenstern aus Dantes Hölle zu einem absurden Reigen vereinen.

Samuel Beckett, 1946 nach mehrjährigem Versteck in Südfrankreich ins befreite Paris zurückgekehrt, wagte mit „Mercier und Camier“ den Neuanfang als Schriftsteller. In wenigen Wochen niedergeschrieben, eröffnete der Kurzroman die lange Reihe seiner Nachkriegswerke, darunter „Warten auf Godot“, das ihn 1953 mit einem Schlag berühmt machte.

„Mercier und Camier“ erschien 1970 in Frankreich, 1974 in Becketts englischer Endfassung, und gilt als sein zugänglichster Roman.

Die deutsche Neuübersetzung führt hinein in ein aberwitziges Konzert der Beckettschen Sprachmusik, in der schon alles mitschwingt, was der Autor erst in späteren Jahren zur vollen Entfaltung brachte.

Chris Hirte, Lektor und Übersetzer, hat diese Übertragung im Kontext seiner Arbeit an der deutschsprachigen Ausgabe der Briefe Samuel Becketts in vier Bänden beim Suhrkamp Verlag erstellt. Erschienen ist dort unter anderem auch seine Übersetzung der Beckett-Erzählung „Echos Knochen“.

Samuel Beckett
Mercier und Camier

Roman

übersetzt von Chris Hirte
aus der englischen Endfassung

mit Anmerkungen
und einem Nachwort

Mein Dank all denen, die mir mit Rat und Tat geholfen haben, vor allem Hans-Ulrich Müller-Schwefe, Jürgen Neugebauer, Jean-Gilbert Delarbre und Kurt Kreiler.

Mercier and Camier © 1974 by Samuel Beckett,
First published by Calder and Boyars, London 1974
Deutsche Übersetzung © 2023 Chris Hirte
Umschlaggestaltung Jürgen Neugebauer
Umschlagzeichnung Mikael Ross
Privatdruck. Nicht für den Handel bestimmt.
Kontakt: chsb19@icloud.com

Mercier und Camier

I

Die Reise von Mercier und Camier kann ich erzählen, wenn ich will, denn ich war immer mit ihnen.

Physisch betrachtet, verlief sie ziemlich entspannt, ohne daß Meere oder Grenzen zu überqueren waren, durch insgesamt unversehrte, wenn auch in Teilen trostlose Gegenden. Mercier und Camier verließen nicht die Heimat, dies große Glück war ihnen vergönnt. Sie mußten sich nicht, mehr oder weniger erfolgreich, mit fremden Bräuchen, Idiomen, Gesetzen, Horizonten, Speisen befassen, in Gefilden, die kaum denen ähnelten, an welche sie erst Kindheit, dann Knaben-, dann Mannesalter gewöhnt hatten. Das Wetter, obwohl oft unwirtlich (doch besseres kannten sie nicht), überstieg nie die Grenzen des Gemäßigten, das heißt dessen, was vom landläufigen, passend gekleideten und beschuhten Einheimischen ohne Gefahr oder gar Verdruß verkraftet werden konnte. Was das Geld betraf, reichte es nicht für Fahrten erster Klasse oder Hotelpaläste, doch es war genug da, um sie durchzubringen, hin und zurück, ohne Zuflucht zu Almosen. Daher kann gesagt werden, daß sie auch in dieser Hinsicht Glück hatten – bis zu einem gewissen Punkt. Sie hatten zu kämpfen, doch weniger, als viele andere es müssen, weniger vielleicht als die meisten

derjenigen, die den Aufbruch wagen, getrieben von einer mal hellen, mal dunklen Verzweiflung.

Bevor sie diese Reise antraten, hatten sie ausführlich miteinander beratschlagt und, die düsteren wie die rosigen Aussichten gleichermaßen im Auge, in aller ihnen zu Gebote stehenden Gemütsruhe erwogen, welche Vorteile von ihr zu erhoffen, welche Übel zu befürchten waren. Die einzige Gewißheit, die sie diesen Disputen abgewannen, war die, daß sie nicht leichtfertig drauflosziehen würden, hinaus ins Unge-
wisse.

Camier traf als erster an der vereinbarten Stelle ein. Das heißt, bei seiner Ankunft war Mercier nicht da. In Wirklichkeit war ihm Mercier gut zehn Minuten zu-
vorgekommen. Nicht Camier also, sondern Mercier war als erster eingetroffen. Fünf Minuten faßte er sich in Geduld, die verschiedenen Annäherungswege, die seinem Freund offenstanden, im Auge behaltend, dann entschloß er sich zu einem Bummel, der volle fünfzehn Minuten dauern sollte. In der Zwischenzeit brach Camier, nachdem er fünf Minuten verbracht hatte, ohne Merciers ansichtig zu werden, seinerseits zu einem kleinen Rundgang auf. Bei seiner Rückkehr, fünfzehn Minuten später, hielt er vergebens nach ihm Ausschau – begreiflicherweise. Denn Mercier war, nachdem er sich weitere fünf Minuten die Beine vertreten hatte, erneut losgezogen, um, wie er das zu nennen beliebte, eine kleine Strecke zu laufen. Camier stand wieder fünf

Minuten herum, dann brach er ein weiteres Mal auf und sagte sich, vielleicht treffe ich ihn auf der Straße. In ebendiesem Moment erspähte Mercier, zurück von seinem Ausflug, der, wie es der Zufall wollte, diesmal nicht länger als zehn Minuten gedauert hatte, eine sich im Morgennebel entfernende, an Camier gemahnende Gestalt, hinter der sich in der Tat niemand anderer verbarg. Unglücklicherweise verschwand sie wie vom Straßenpflaster verschluckt und verwies Mercier wieder auf seinen Posten. Doch nach Ablauf der anscheinend schon zur Regel werdenden fünf Minuten verließ Mercier im Gefühl, ein wenig Bewegung zu brauchen, diesen erneut. Ihre Freude war daher für Momente grenzenlos, Merciers Freude und Camiers Freude, als sie nach fünf respektive zehn Minuten mißmutigen Umherlaufens beim gleichzeitigen Auftauchen auf dem Platz zum ersten Mal seit dem vorausgegangenen Abend einander gegenüberstanden. Es war neun Uhr fünfzig.

Mit anderen Worten:

	<u>an</u>	<u>ab</u>	<u>an</u>	<u>ab</u>	<u>an</u>	<u>ab</u>	<u>an</u>
Mercier	9.05	9.10	9.25	9.30	9.40	9.45	9.50
Camier	9.15	9.20	9.35	9.40	9.50		

Riecht fabriziert.

Sie lagen einander noch in den Armen, als es mit durchaus orientalischer Abruptheit zu regnen be-

gann. Daher begaben sie sich in größter Eile zum Unterstand, der dort in Form einer Pagode errichtet worden war, zum Schutz vor dem Regen und anderen Unbilden, mit einem Wort, dem Wetter. Düster und voller Ecken und Winkel, war er auch ein Hort der Verliebten und Bejahrten beiderlei Geschlechts. In dieses Refugium kam, im selben Augenblick wie unsere Helden, ein Hund gesprungen, gefolgt sogleich von einem zweiten. Mercier und Camier wechselten einen unschlüssigen Blick. Sie hatten ihre Umarmung nicht beendet und fühlten sich dennoch unwohl beim Gedanken, mit ihr fortzufahren. Die Hunde hingegen kopulierten bereits mit der allergrößten Natürlichkeit.

Der Ort, an dem sie sich nun befanden, wo zusammenzutreffen sie nicht ohne Umstände vereinbart hatten, war genaugenommen kein Platz, vielmehr ein kleiner öffentlicher Park inmitten eines Gewirrs aus Straßen und Gassen. Die üblichen Sträucher, Rabatten, Teiche, Springbrunnen, Statuen, Rasenflächen und Bänke bot er in erstickender Überfülle. Für die nicht in seine Geheimnisse Eingeweihten hatte er, umständlich zu durchqueren und nicht leicht zu verlassen, etwas von einem Labyrinth. Hineinzukommen war folglich das Einfachste der Welt. In seiner Mitte etwa türmte sich riesig eine kupferglänzende Buche, gepflanzt, dem Schild zufolge, das grob an den Stamm genagelt war, vor Jahrhunderten von einem französi-

schen Feldmarschall mit dem friedvollen Namen Saint-Ruth. Kaum hatte er dies vollbracht, wurde er den Worten der Inschrift zufolge von einer Kanonenkugel niedergestreckt, seiner immer aussichtslos gebliebenen Sache treu ergeben bis zuletzt, auf einem Schlachtfeld, das in landschaftlicher Hinsicht kaum mit denen zu vergleichen war, auf welchen er sich die Sporen verdient hatte, erst als Brigadier, dann als Leutnant, wenn denn Sporen auf dem Schlachtfeld in dieser Reihenfolge verdient werden. Zweifellos verdankte der Park sein Dasein diesem Baum – eine Spätwirkung, die dem Feldmarschall schwerlich in den Sinn gekommen wäre, als er an jenem fernen Tag in angemessenem Abstand von den Quincunxen vor einer eleganten und aufgeputzten Helferschar den zarten Steckling senkrecht in das vom Abendtau benetzte Pflanzloch hielt. Aber daß der Baum abgetan war und kein Gesprächsstoff mehr, daraus bezog der Park den wenigen Zauber, den er noch besaß, abgesehen natürlich von seinem Namen. Die Tage des erstickten Riesen waren gezählt, er sollte fortan nicht aufhören zu verdorren und zu verrotten, bis er endlich Stück für Stück beseitigt würde. Dann, eine Zeitlang zumindest, würden die Leute in dem Park mit dem rätselhaften Namen ein wenig freier atmen.

Mercier und Camier kannten den Ort nicht. Zweifellos hatten sie ihn deshalb zu ihrem Treffpunkt erkorren. Manche Dinge wird man nie genau ergründen.

Durch die orangegelben Scheiben erschienen ihnen die Regentropfen golden und weckten Erinnerungen an ihre zufälligen Exkursionen, des einen nach Rom, des anderen nach Neapel, die mit einer an Scham grenzenden Empfindung voreinander verhöhlt wurden. Er hätte ihre Stimmung heben müssen, dieser Glanz vergangener Zeiten, als sie jung und heißblütig waren, die Kunst liebten, der Ehe spotteten und einander nicht kannten, aber er hob sie nicht im geringsten.

Laß uns heimgehen, sagte Camier.

Warum? fragte Mercier.

Das hört den ganzen Tag nicht auf, sagte Camier.

Kurz oder lang, es ist nur ein Schauer, sagte Mercier.

Ich kann hier nicht untätig herumstehen, sagte Camier.

Dann laß uns sitzen, sagte Mercier.

Noch schlimmer, sagte Camier.

Dann laß uns auf und ab gehen, sagte Mercier, ja, Arm in Arm, laß uns hin und her laufen. Hier ist nicht viel Platz, aber es könnte noch enger werden. Leg unseren Schirm hin, dort, hilf mir unseren Rucksack abnehmen, so, danke, und los geht's.

Camier gehorchte.

Ab und zu hellte sich der Himmel auf, und der Regen ließ nach. Dann blieben sie an der Tür stehen. Das war das Signal für den Himmel, sich wieder zu verfinstern, und für den Regen, seine Heftigkeit zu verdoppeln.

Schau nicht hin, sagte Mercier.

Das Geräusch genügt, sagte Camier.

Stimmt, sagte Mercier.

Nach einem Moment des Schweigens fragte Mercier:

Stören dich die Hunde nicht?

Warum zieht er ihn nicht raus? fragte Camier.

Er kann nicht, sagte Mercier.

Warum nicht? fragte Camier.

Ein kleiner Trick der Natur, sagte Mercier, zweifellos um die Besamung doppelt abzusichern.

Erst besteigen sie sich, sagte Camier, dann enden sie Arsch an Arsch.

Was willst du? sagte Mercier. Die Ekstase ist vorbei, sie wollen voneinander los, an einen Laternenpfahl pissen oder einen Brocken Scheiße fressen, aber sie können nicht. Also kehren sie sich den Rücken zu. Du an ihrer Stelle würdest genauso handeln.

Mein Zartgefühl würde mich daran hindern, sagte Camier.

Und was würdest du tun? fragte Mercier.

Bedauern heucheln, sagte Camier, daß ich solch Vergnügen nicht ungehemmt fortsetzen kann.

Nach einem Moment des Schweigens sagte Camier:

Laß uns uns setzen, ich fühle mich ganz ausgelutscht.

Du meinst, setzen wir uns, sagte Mercier.

Ich meine, laß uns uns setzen, sagte Camier.

Dann laß uns uns setzen, sagte Mercier.

Die Akteure ringsum waren schon wieder bei der Sache, die Luft schwoll an von Lust- und Schmerzensschreien und den urbaneren Lauten derer, für die das Leben seine Überraschungen verloren hatte, auf der Minus- wie auf der Plusseite. Auch die Dinge kamen schwerfällig in Gang. Der Regen strömte vergeblich herab, der ganze Betrieb setzte wieder ein, mit offenbar nicht weniger Eifer, als wenn der Himmel ein wolkenloses Blau gewesen wäre.

Du hast mich warten lassen, sagte Mercier.

Im Gegenteil, sagte Camier.

Ich kam um neun Uhr fünf, sagte Mercier.

Und ich um neun Uhr fünfzehn, sagte Camier.

Siehst du, sagte Mercier.

Warten und warten lassen, sagte Camier, kann man nur in Verbindung mit einem vorbestimmten Termin.

Und auf welche Zeit haben wir uns verabredet, deiner Meinung nach? fragte Mercier.

Neun Uhr fünfzehn, sagte Camier.

Da bist du schwer im Irrtum, sagte Mercier.

Soll heißen? fragte Camier.

Wirst du nie aufhören, mich zu verblüffen? fragte Mercier.

Erklär dich, sagte Camier.

Ich schließe die Augen und durchlebe es erneut, sagte Mercier. Deine Hand in meiner, Tränen in meinen Augen und der Klang meiner brechenden Stimme:

So sei es, morgen um neun. Eine Besoffene lief vorüber, sang ein schweinisches Lied und raffte die Röcke.

Sie ist dir zu Kopf gestiegen, sagte Camier. Er zog ein Notizbuch aus der Tasche, blätterte darin und las: Montag, der 15., St. Makarius, 9.15, St. Ruth, Regenschirm bei Helen abholen.

Und was beweist das? fragte Mercier.

Meinen guten Glauben, sagte Camier.

Stimmt, sagte Mercier.

Wir werden niemals wissen, sagte Camier, auf welche Stunde wir uns für heute verabredet haben. Lassen wir das Thema fallen.

In diesem ganzen Wirrwarr ist nur eines sicher, sagte Mercier, nämlich daß wir uns zehn vor zehn begegnet sind, zur selben Zeit wie die Uhrzeiger oder vielmehr kurz danach.

Zumindest dafür können wir dankbar sein, sagte Camier.

Der Regen hatte noch nicht begonnen, sagte Mercier.

Der Morgenelan war noch intakt, sagte Camier.

Vergiß nicht unser Vorhaben, sagte Mercier.

Plötzlich, im selben Moment, trat das erste einer langen Reihe unheilvoller Geschöpfe aus dem Nichts hervor. Seine Uniform von kränklich grüner Farbe, mit einer Ordensbrust voll heroischer Embleme und Abzeichen, paßte ihm perfekt. Inspiriert vom Vorbild des großen Sarsfield, hatte er sein Leben bei der Verteidi-

gung eines Territoriums, das ihn als solches kalt gelassen haben und auch in symbolischer Hinsicht nicht sonderlich erwärmt haben dürfte, vergebens aufs Spiel gesetzt. Er trug einen Stock, klobig und elegant zugleich, hin und wieder stützte er sich gar auf ihn. Seine Hüfte bereitete ihm Qualen, der Schmerz schoß ihm hinab ins Gesäß, durchs Rektum hinauf tief ins Gedärm und noch weiter nordwärts zum Pylorisventil, kulminierend im Verlaufe dessen in urethroskrotalen Krämpfen, die von einem quasipermanenten Harn-drang begleitet waren. Invalidisiert mit einer kläglichen Rente und ausgesetzt daher den scheelen Blicken all derer, männlich oder weiblich, mit denen seine Pflichten und Restbestände an Biederkeit ihn tagtäglich in Berührung brachten, dünkte es ihn manches Mal, er hätte während des großen Aufstands besser daran getan, seine Kräfte auf die heimischen Scharmützel zu verwenden, auf den gälischen Dialekt, die Festigung seines Glaubens und all die unvergleichlichen Schätze der Folklore. Die Gefahren für Leib und Leben wären geringer gewesen und die Vorteile sicherer. Aber diesen Gedanken verbannte er als seiner unwürdig aus dem Bewußtsein, sobald er ihn in all seiner Bitterkeit ausgekostet hatte. Sein Schnauzbart, einst steif wie die Oberlippe, die zu verbergen er ihn hatte wachsen lassen, war es nicht mehr. Von Zeit zu Zeit, wenn es ihm einfiel, blies er seinen stinkenden Atem, vermischt mit Spucke, von unten hoch und richtete ihn

kurzzeitig auf. Reglos am Fuß der Pagodenstufen verharrend, mit klaffendem Cape, triefend vor Nässe, ließ er die Augen hin und her schweifen, von Mercier und Camier zu den Hunden, von den Hunden zu Mercier und Camier.

Wem gehört das Fahrrad dort? fragte er.

Mercier und Camier wechselten einen Blick.

Das hat uns noch gefehlt, sagte Camier.

Schaffen Sie es weg, sagte der Parkwächter.

Das kann ja heiter werden, sagte Mercier.

Wem gehören die Hunde da? fragte der Parkwächter.

Mir scheint, wir können hier nicht bleiben, sagte Camier.

Ob das wohl der Stupser ist, den wir brauchten, um in Gang zu kommen? fragte Mercier.

Der Parkwächter erklomm die Stufen des Unterstands und blieb stocksteif im Eingang stehen. Sofort verfinsterte sich die Atmosphäre in ein dunkleres Gelb.

Ich glaube, er geht zum Angriff über, sagte Camier.

Die Courage überlasse ich wie üblich dir, sagte Mercier.

Lieber Sergeant, sagte Camier, was genau können wir für Sie tun?

Sehen Sie das Fahrrad? fragte der Parkwächter.

Ich sehe nichts, sagte Camier. Mercier, siehst du ein Fahrrad?

Gehört das Ihnen? fragte der Parkwächter.

Wie können wir bei einem Gegenstand, sagte Camier, den wir nicht sehen und von dessen Existenz wir nur durch Sie Kenntniss erhalten, feststellen, ob er uns gehört oder einem anderen?

Warum soll es uns gehören? fragte Mercier. Gehören uns die Hunde? Nein. Wir sehen sie heute zum ersten Mal. Und da meinen Sie, das Fahrrad, gesetzt, es existiert, gehört uns? Und doch gehören uns die Hunde nicht.

Fick die Hunde, sagte der Parkwächter.

Aber wie um sich selbst Lügen zu strafen, fiel er mit Stock und Stiefel über sie her und verjagte sie fluchend aus der Pagode. Weil sie der Postkoitus noch immer verkoppelte, war der Rückzug keine leichte Sache. Denn die Anstrengungen, die sie zu ihrer Flucht unternahmen, konnten sich, da sie in entgegengesetzter Richtung wirkten, nur gegenseitig aufheben. Sie müssen sehr gelitten haben.

Jetzt hat er die Hunde gefickt, sagte Mercier.

Er hat sie aus dem Unterstand verjagt, sagte Camier, das läßt sich nicht leugnen, aber keinesfalls aus dem Park.

Der Regen wird sie voneinander lösen, sagte Mercier. Wären sie nicht so liebestoll, hätten sie es selbst bedacht.

Tatsache ist, daß er ihnen einen Gefallen tut, sagte Camier.

Seien wir ein bißchen nett zu ihm, sagte Mercier, er

ist ein Weltkriegsheld. Während wir im trockenen saßen und volles Rohr masturbierten, ohne Angst vor Ladehemmung, kroch er durch den Schlamm von Flandern und schi in die Gamaschen.

Ziehen Sie keine Schlüsse aus diesen leeren Worten, Mercier und Camier waren Knabengreise.

Könnte sein, sagte Camier.

Schau dir das Ordengeklimper an, sagte Mercier. Hast du eine Vorstellung, wie viele Kbel Dnnschi das bedeutet?

Eine dunkle, sagte Camier, wie es nur ein Verstopfter vermag.

Nehmen wir an, das angebliche Fahrrad gehört uns, sagte Mercier. Wo liegt das Problem?

Also Schluß mit der Verstellung, sagte Camier, es gehört uns.

Schaffen Sie es weg, sagte der Parkwächter.

Endlich, nach jahrelangem Für und Wider, sagte Camier, ist der Tag gekommen, da wir aufbrechen müssen, ohne zu wissen wohin, vielleicht um nie zurückzukehren ... lebend. Wir warten hier nur ab, bis es aufklart, dann volle Kraft voraus. Bitte haben Sie ein Einsehen.

Zudem, sagte Mercier, müssen wir noch nachdenken, bevor es zu spät ist.

Nachdenken? fragte Camier.

Das waren meine Worte, sagte Mercier.

Ich dachte, alles sei bedacht, sagte Camier, und alles in Ordnung.

Alles nicht, sagte Mercier.

Schaffen Sie es weg oder nicht? fragte der Parkwächter.

Sind Sie venal, fragte Mercier, da Sie taub für Gründe sind?

Schweigen.

Sind Sie käuflich? fragte Mercier.

Gewiß doch, sagte der Parkwächter.

Gib ihm einen Shilling, sagte Mercier. Unsere erste Geldausgabe – eine Einladung zu Bestechung und Erpressung.

Der Parkwächter verschwand mit einem Fluch.

Wie sie sich alle gleichen, sagte Mercier.

Jetzt wird er draußen herumschleichen, sagte Camier.

Was schert uns das? fragte Mercier.

Ich mag nicht umschlichen werden, sagte Camier.

Mercier nahm Anstoß an dieser Formulierung. Camier beharrte auf ihr. Dieses kleine Spiel nutzte sich bald ab. Es dürfte kurz vor Mittag gewesen sein.

Und jetzt, sagte Mercier, ist unsere Zeit gekommen.

Unsere Zeit? fragte Camier.

Genau, sagte Mercier, die Zeit für uns, für ernste Dinge.

Wie wär's mit einem Happen zu essen? fragte Camier.

Erst das Nachdenken, sagte Mercier, dann die Ernährung.

Es folgte ein langer Disput, durchbrochen von langen Schweigephasen, in welchen das Nachdenken stattfand. In solchen Phasen versanken mal Mercier, mal Camier in derartige Meditationen, daß die Stimme des einen, wenn sie wieder einsetzte, nicht die Kraft hatte, den anderen zurückzuholen, oder ungehört verhallte. Oder sie gelangten gleichzeitig zu oft entgegengesetzten Schlüssen und begannen gleichzeitig, sie vorzutragen. Nicht selten verfiel der eine ins Brüten, bevor der andere seine Darlegung beendet hatte. Und es gab Phasen, da sie einander lange anschauten, mit leerem Blick, unfähig, ein Wort zu sagen. Unter dem frischen Eindruck eines solchen Stupors beschloßen sie, ihre Überlegungen auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben. Der Nachmittag war weit fortgeschritten, es regnete noch immer, der kurze Wintertag neigte sich dem Ende.

Den Proviant hast du, sagte Mercier.

Im Gegenteil, sagte Camier.

Stimmt, sagte Mercier.

Der Hunger ist mir vergangen, sagte Camier.

Man muß essen, sagte Mercier.

Ich wüßte nicht, wozu, sagte Camier.

Wir haben noch einen langen, beschwerlichen Weg vor uns, sagte Mercier.

Je schneller wir krepieren, desto besser, sagte Camier.

Stimmt, sagte Mercier.

Im Eingang zeigte sich der Kopf des Parkwächters. Ob man's glaubt oder nicht, nur sein Kopf war zu sehen. Womit er ihnen auf seine kuriose Art bedeutete, daß sie für eine Halferown übernachten durften.

Ist nun alles bedacht, fragte Camier, und alles in Ordnung?

Nein, sagte Mercier.

Wird es das jemals sein? fragte Camier.

Ich glaube doch, sagte Mercier. Ja, ich glaube. Nicht fest, nein, aber ich glaube, ja, der Tag wird kommen, da alles seine Ordnung hat, am Ende.

Das wird schön, sagte Camier.

Wollen wir es hoffen, sagte Mercier.

Ein langer Blick wanderte zwischen ihnen hin und her. Nicht mal ihn kann ich sehen, sagte sich Camier. Sein Gegenüber bewegte ein ähnlicher Gedanke.

Zwei Punkte schienen infolge dieser Beratung dennoch ausgemacht.

1. Mercier würde allein aufbrechen, zu Rade, mit dem Regenmantel. Wo immer er für die erste Übernachtung Station machen würde, würde er alles zum Empfang von Camier bereithalten. Camier würde sich auf den Weg machen, sobald es das Wetter erlaubte. Camier würde den Schirm behalten. Vom Rucksack keine Rede.

2. Wie es der Zufall wollte, hatte sich Mercier bis jetzt als treibende Kraft erwiesen, Camier als Hemmschuh. Die Umkehrung war jeden Moment zu gewär-

tigen. Für das weitere Vorgehen sollte sich der Schwache stets auf den weniger Schwachen stützen. Zusammen wären sie möglicherweise stark. Schön wär's. Oder die große Schwäche konnte beide gleichzeitig übermannen. In diesem Fall sollten sie nicht der Verzweiflung nachgeben, sondern zuversichtlich abwarten, daß der böse Augenblick vorüberging. Trotz der Vagheit dieser Ausdrücke verstanden sie einander, mehr oder weniger.

Da ich nicht weiß, was ich denken soll, sagte Camier, schaue ich weg.

Mich deucht, es klart auf, sagte Mercier.

Die Sonne kommt endlich heraus, sagte Camier, damit wir ihren Untergang bewundern können, bis hinter den Horizont.

Jener lange Moment des Nachleuchtens, sagte Mercier, mit seinen tausend Farben, greift mir stets ans Herz.

Des Tages Mühsal hat geendet, sagte Camier, eine Art Tinte steigt im Osten auf und überflutet den Himmel.

Die Glocke ertönte, um die Schließung zu verkünden.

Ich spüre vage, schattenhafte Gestalten, sagte Camier, sie kommen und gehen mit erstickten Schreien.

Auch ich habe das Gefühl, sagte Mercier, daß wir seit dem Morgen nicht unbeobachtet geblieben sind.

Sind wir jetzt vielleicht allein? fragte Camier.

Ich sehe niemanden, sagte Mercier.
Dann laß uns gemeinsam aufbrechen, sagte Camier.
Sie verließen den Unterstand.
Der Rucksack, sagte Mercier.
Der Schirm, sagte Camier.
Der Regenmantel, sagte Mercier.
Den habe ich, sagte Camier.
Ist sonst nichts da? fragte Mercier.
Ich sehe nichts sonst, sagte Camier.
Ich hole die Sachen, sagte Mercier, du kümmerst
dich um das Fahrrad.
Es war ein Damenfahrrad, leider ohne Freilauf.
Zum Bremsen trat man rückwärts.
Der Parkwächter, das Schlüsselbund in der Hand,
verfolgte ihren Abgang. Mercier hielt den Lenker, Ca-
mier den Sattel. Die Pedale hoben und senkten sich.
Er verfluchte sie auf ihrem Weg.

II

Die Lichter in den Schaufenstern gingen an, gingen aus, je nachdem. Durch die schlüpfrigen Straßen drängte die Menge voran, wie einem unbezweifelten Ziel entgegen. Ein seltsames Hochgefühl, zornig und müde, erfüllte die Luft. Schließt man die Augen, ist keine Stimme zu hören, nur das Vorwärtshecheln der Füße. In diesem Massenschweigen bewegten sie sich voran, so gut sie konnten, am Rand des Gehsteigs, Mercier vornweg, die Hand auf dem Lenker, Camier hinterdrein, die Hand auf dem Sattel, und das Fahrrad schlingerte neben ihnen in der Gosse.

Du behinderst mich mehr, als daß du mir hilfst, sagte Mercier.

Ich will dir nicht helfen, sagte Camier, ich will mir selbst helfen.

Dann ist es gut, sagte Mercier.

Mir ist kalt, sagte Camier.

Es war tatsächlich kalt.

Es ist tatsächlich kalt, sagte Mercier.

Wohin werden uns unsere Füße wohl tragen? fragte Camier.

Sie scheinen zum Kanal zu wollen, sagte Mercier.

Schon? fragte Camier.

Vielleicht werden wir versucht sein, den Treidel-

pfad einzuschlagen, sagte Mercier, und ihm zu folgen, bis Langeweile aufkommt. Vor uns, ohne daß wir den Blick heben müssen, winken uns die ersterbenden Farben voran, die wir so sehr lieben.

Wenn du meinst, sagte Camier.

Das Wasser selbst, sagte Mercier, wird noch eine Weile bleifarben sein, was auch nicht zu verachten ist. Und dann, wer weiß, stürzen wir uns, einer Laune gehorchend, hinein.

Die kleinen Brücken ziehen vorüber, sagte Camier, immer weniger und immer weiter auseinander. Wir grübeln über den Schleusenkammern, um zu verstehen. Von den Kähnen, die am Ufer festgemacht haben, wehen die Stimmen der Schiffer herüber und wünschen uns gute Nacht. Ihr Tagwerk ist vollbracht, sie rauchen eine letzte Pfeife, bevor sie schlafen gehen.

Jeder für sich, sagte Mercier, und Gott für alles und jeden.

Die Stadt liegt weit zurück, sagte Camier. Nach und nach ereilt uns die Nacht, blauschwarz. Wir stapfen durch Pfützen, die der Regen hinterließ. Ein Weiterkommen ist unmöglich, Umkehren verbietet sich desgleichen.

Momente später fügte er hinzu:

Worüber grübelst du nach, Mercier?

Über den Horror des Daseins, auf wirre Art, sagte Mercier.

Wie wär's mit einem Drink? fragte Camier.

Ich meinte, wir hätten Abstinenz vereinbart, sagte Mercier, außer im Falle eines Unglücks oder einer Unpäßlichkeit. Zählt das nicht zu unseren vielen Übereinkünften?

Ein kleiner Schluck zur Belebung ist für mich kein Drink, sagte Camier. Am nächsten Pub machten sie halt.

Keine Fahrräder hier, sagte der Schankwirt.

Vielleicht war er aber nur ein Mietling.

Was nun? fragte Camier.

Wir könnten es an eine Laterne ketten, sagte Mercier.

Das gäbe uns mehr Freiheit, sagte Camier und ergänzte: der Bewegung.

Am Ende begnügten sie sich mit einem Geländer. Es lief aufs gleiche hinaus.

Was nun? fragte Mercier.

Wieder ohne Fahrräder? fragte Camier.

Niemals! sagte Mercier.

Sag niemals nie, sagte Camier.

So begaben sie sich hinüber.

An der Bar sitzend, besprachen sie dies und das, bruchstückhaft, wie es ihre Gewohnheit war. Sie redeten, verstummten, hörten einander zu, hörten auf, zuzuhören, jeder, wie er mochte oder innerlich gestimmt war. Es gab Momente, minutenlang, in denen Camier die Kraft fehlte, das Glas zum Mund zu führen. Mercier war vom gleichen Übel betroffen. Dann

gab der weniger Schwache dem Schwächeren zu trinken, indem er ihm den Rand des Glases zwischen die Lippen schob. Ein Gedränge düsterer, zottiger Gestalten umringte sie, das mit fortschreitender Stunde dichter und dichter wurde. Trotz alledem ergaben sich aus ihrer Unterhaltung unter anderen Punkten vor allem die folgenden:

1. Es wäre Unsinn, nein, Irrsinn, jetzt weiterzuziehen.
2. Sie brauchten nur Helen zu bitten, sie übernachten zu lassen.
3. Nichts würde sie hindern, bei Tagesanbruch aufzubreaken, weder Regen, Hagel noch Sonnenschein.
4. Sie hatten sich nichts vorzuwerfen.
5. Existierte das, was sie suchten?
6. Wonach suchten sie?
7. Sie hatten es nicht eilig.
8. Alle ihre Urteile, die Expedition betreffend, bedurften geruhssamer Überprüfung.
9. Es zählte nur eins: der Aufbruch.
10. Und überhaupt: zur Hölle damit.

Wieder auf der Straße, hakten sie sich unter. Nach ein paar hundert Metern lenkte Mercier Camiers Aufmerksamkeit auf den Umstand, daß sie nicht im Gleichschritt liefen.

Du hast deinen Gang, sagte Camier, ich meinen.

Ich mache niemandem Vorwürfe, sagte Mercier, aber es ermüdet. Wir bewegen uns in Sprüngen.

Mir wäre lieber, sagte Camier, du bätest mich geradeheraus und ohne Umschweife, entweder deinen Arm freizugeben und mich zu entfernen, oder aber, mich in deine Titubationen zu fügen.

Camier, Camier, sagte Mercier und preßte seinen Arm.

Sie kamen an eine Kreuzung und blieben stehen.

In welche Richtung quälen wir uns jetzt? fragte Camier.

Unsere Lage ist keine einfache, sagte Mercier, ich meine, in Bezug auf Helens Haus, falls ich weiß, wo wir uns befinden. Denn diese verschiedenen Wege hier führen alle mit gleichem Erfolg dorthin.

Dann laß uns umkehren, sagte Camier.

Und Boden verlieren, den wir uns nicht leisten können? sagte Mercier.

Wir können nicht die ganze Nacht hier festsitzen wie ein Idiotenpärchen, sagte Camier.

Werfen wir unseren Schirm, sagte Mercier. Sein Fall gehorcht Gesetzen, von denen wir nichts wissen. Dann müssen wir nur noch in die angezeigte Richtung vorstoßen.

Der Schirm antwortete: Links! Er glich einem großen, verwundeten Vogel, einem großen, unheilkundenden Vogel, der, von Jägern abgeschossen, zitternd den Gnadenstoß erwartet. Die Ähnlichkeit war frappierend. Camier hob ihn auf und hakte ihn in seine Tasche.

Ich hoffe, er ist nicht zerbrochen, sagte Mercier.

Hier wurde ihre Aufmerksamkeit auf eine seltsame Gestalt gelenkt, die eines Gentleman, der trotz der rauhen Witterung nur Frack und Zylinder trug. Er schien, für den Moment, in ihrer Richtung zu laufen, denn sie hatten seine Rückansicht vor Augen. Mit kokett-debiler Gebärde hielten seine Hände die Frackschöße weit zur Seite gestreckt. Behutsam, mit steifen, breitbeinigen Schritten, bewegte er sich vorwärts.

Ist dir nach Gesang zumute? fragte Camier.

Nicht, daß ich wüßte, sagte Mercier.

Der Regen setzte wieder ein. Aber hatte er je aufgehört?

Machen wir Tempo, sagte Camier.

Warum fragst du mich das? fragte Mercier.

Mit der Antwort schien es Camier nicht eilig zu haben. Schließlich sagte er:

Ich höre Gesang.

Sie blieben stehen, um besser zu hören.

Ich höre nichts, sagte Mercier.

Und doch hast du gute Ohren, sagte Camier, soviel ich weiß.

Ganz recht, sagte Mercier.

Seltsam, sagte Camier.

Hörst du ihn noch immer? fragte Mercier.

Ausgerechnet gemischter Chor, sagte Camier.

Vielleicht eine Sinnestäuschung, sagte Mercier.

Möglich, sagte Camier.

Laß uns rennen, sagte Mercier.

Sie rannten ein wenig ins Dunkle und Nasse, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Nachdem sie gerannt waren, beklagte Mercier, durchtränkt bis auf die Haut, die nette Verfassung, in der sie bei Helen eintreffen würden, worauf Camier ausmalte, wie sie sich sofort ausziehen und ihre Sachen zum Trocknen aufhängen würden, vor dem Kamin oder im Wärmeschrank mit dem Boiler und den heißen Wasserrohren.

Da fällt mir ein, sagte Mercier, warum haben wir nicht unseren Schirm benutzt?

Camier betrachtete den Schirm, der jetzt in seiner Hand war. Er hatte ihn dort plaziert, damit er besser rennen konnte.

Das hätten wir wirklich tun können, sagte er.

Warum sich mit einem Schirm befrachten, sagte Mercier, und ihn nicht aufspannen, wie es sich gehört?

Ganz recht, sagte Camier.

Spann ihn jetzt auf in Gottes Namen, sagte Mercier.

Aber Camier konnte ihn nicht aufspannen.

Gib her, sagte Mercier.

Doch auch Mercier konnte ihn nicht aufspannen.

Das war der vom Regen gewählte Moment, um, handelnd im Auftrag eines universellen Bösen, wie aus Eimern zu schütten.

Er klemmt, sagte Camier. Mach, was du willst, aber überspanne ihn nicht.

Mercier gebrauchte einen häßlichen Ausdruck.

Meinst du mich? fragte Camier.

Mit beiden Händen hob Mercier den Schirm hoch über den Kopf und schleuderte ihn zu Boden. Er gebrauchte einen weiteren häßlichen Ausdruck. Und zur Krönung all dessen reckte er sein verzerrtes und regentriefendes Gesicht gen Himmel und sagte: Was dich betrifft: Fick dich!

Ganz entschieden konnte Merciers Jammer, heroisch unterdrückt seit dem Morgen, nicht länger unterdrückt bleiben.

Willst du unseren lieben Omniomni lästern? fragte Camier. Du solltest es besser wissen. Er ist es, der dich fickt. Omniomni, der Allunfickbare.

Sei so gut und laß Mrs. Mercier aus dem Spiel, sagte Mercier.

Jetzt ist er übergeschnappt, sagte Camier.

Das erste, was man bei Helen bemerkte, war der Teppich.

Schau dir diese Schlinge an, sagte Camier.

Feinster Mokett, sagte Mercier.

Nicht zu fassen, sagte Camier.

Man glaubt, man hätte ihn noch nie gesehen, sagte Mercier, und hat sich jahrelang auf ihm gewälzt.

Ich habe ihn noch nie gesehen, sagte Camier, jetzt geht er mir nicht mehr aus dem Sinn.

Wie man so sagt, sagte Mercier.

Wenn an jenem Abend besonders der Teppich ins Auge stach, war er darin nicht allein, denn auch ein

Kakadu stach ins Auge. Er krallte sich zittrig an die Sitzstange, die in einer Nische an der Decke schaukelte, schwindlig gemacht durch den Widerstreit von Schwingung und Drehung. Trotz der späten Stunde war er hellwach. Unstet und schwächlich hob und senkte sich seine Brust, ermattete Schauer sträubten seine Flaumfedern bei jedem Atemzug. Hin und wieder klaffte der Schnabel auf und blieb sekundenlang, wie es schien, fischmaulartig aufgesperrt. Dann war zu sehen, daß sich die schwarze Spindel seiner Zunge bewegte. Die Augen, vom Licht abgewandt, von unaussprechlicher Bestürzung und Verzweiflung erfüllt, schienen ganz Ohr. Qualvolle Zuckungen durchfuhren sein Gefieder, das in ironischer Pracht erstrahlte. Unter ihm, auf dem Teppich, war ein großes Zeitungsblatt ausgebreitet.

Da ist mein Bett, und da ist das Sofa, sagte Helen.

Die gehören ganz dir, sagte Mercier. Ich für mein Teil schlafe mit niemandem.

Gemütlich einen lutschen, sagte Camier, bloß nicht zu lange, wenn's geht, und weiter nichts.

Vorbei mit gemütlich einen lutschen und weiter nichts, sagte Helen.

Ich werde mich auf den Fußboden legen, sagte Mercier, und auf das Morgengrauen warten. Szenen und Gesichter werden vor meinen Augen aufsteigen, der Regen auf dem Dachfenster wird sich anhören wie Krallen, die Nacht wird ihre Farben testen. Das Ver-

langen wird mir einflüstern, mich aus dem Fenster zu stürzen, aber ich werde es meistern. Brüllend wiederholte er: Ich werde es meistern!

Wieder auf der Straße, fragten sie sich, was sie mit dem Fahrrad gemacht hatten. Auch der Rucksack war verschwunden.

Hast du den Papagei gesehen? fragte Mercier.

Hübscher Kerl, sagte Camier.

Er hat in der Nacht gestöhnt, sagte Mercier.

Camier bezweifelte es.

Er wird mich verfolgen bis zur Stunde meines Todes, sagte Mercier.

Ich wußte gar nicht, daß sie einen hat, sagte Camier. Was mich verfolgt, ist der Kidderminster.

Ich wußte es auch nicht, sagte Mercier. Sie sagt, sie hätte ihn seit Jahren.

Natürlich lügt sie, sagte Camier.

Es regnete noch immer. Sie suchten Schutz in einem Torweg, da sie nicht wußten, wohin.

Wann genau hast du bemerkt, daß der Rucksack weg ist? fragte Mercier.

Heute morgen, sagte Camier, als ich meine Sulfonamide holen wollte.

Vom Schirm keine Spur, sagte Mercier.

Camier überprüfte sich selbst, indem er sich vorbeugte und die Arme ausbreitete, wie um nach seinem Hosenkнопf zu schauen.

Wir müssen ihn bei Helen gelassen haben, sagte er.

Mein Gefühl sagt mir, sagte Mercier, wenn wir diese Stadt nicht heute noch verlassen, werden wir es nie. Also laß uns gründlich überlegen, bevor wir anfangen, die Sachen zu –

Fast hätte er gesagt, zu rekonstruieren.

Was steckte eigentlich in dem Rucksack? fragte Camier.

Toilettenartikel und Reisebedarf, sagte Mercier.

Überflüssiger Luxus, sagte Camier.

Mehrere Paar Socken, sagte Mercier, eine Unterhose.

O Gott, sagte Camier.

Ein paar Fressalien, sagte Mercier.

Verfault und reif für den Müll, sagte Camier.

Falls wir sie zurückbekommen, sagte Mercier.

Nehmen wir den nächsten Schnellzug nach Süden! rief Camier. Etwas besonnener fügte er hinzu: Damit wir nicht in Versuchung kommen, beim ersten Halt auszusteigen.

Und warum nach Süden, fragte Mercier, statt nach Norden, Osten oder Westen?

Ich ziehe den Süden vor, sagte Camier.

Ist das ein hinreichender Grund? fragte Mercier.

Nein, die nächstgelegene Endstation, sagte Camier.

Stimmt, sagte Mercier.

Er ging auf die Straße hinaus und blickte gen Himmel, eine graue Decke, wohin er auch schaute.

Der Himmel ist durchweg bleiern, sagte er und nahm seinen Platz unter dem Torbogen wieder ein. Ohne Schirm ersaufen wir wie die Ratten.

Camier kritisierte diesen Vergleich.

Wie die Ratten, sagte Mercier.

Selbst wenn wir den Schirm hätten, sagte Camier, wir könnten ihn nicht gebrauchen, denn er ist kaputt.

Welch neue Verstiegtheit ist das nun wieder? fragte Mercier.

Wir haben ihn gestern zerbrochen, sagte Camier. Deine Idee.

Mercier preßte die Hände an den Kopf. Stück für Stück fiel ihm die Szene wieder ein. Und stolz reckte er sich auf, zu seiner vollen Größe.

Komm, sagte er, Reue ist eitel.

Wir werden den Regenmantel wechselweise tragen, sagte Camier.

Wir werden im Zug sitzen, sagte Mercier, gen Süden rauschen.

Durch die regentriefenden Scheiben, sagte Camier, versuchen wir, die im Schutz der schütterten Hecken erbärmlich zitternden Kühe zu zählen. Krähen flattern hoch, ganz durchnäßt und zerzaust. Aber allmählich klart der Tag auf, und wir kommen in der strahlenden Sonne eines herrlichen Winternachmittags an. Als wär's Monaco.

Mir ist, als hätte ich seit achtundvierzig Stunden

nichts gegessen, sagte Mercier. Und doch bin ich nicht hungrig.

Man muß essen, sagte Camier und hub an, den Magen mit der Blase zu vergleichen.

Apropos, sagte Mercier, wie geht es deiner Zyste?

Sie schlummert, sagte Camier. Aber unter der Oberfläche braut sich Unheil zusammen.

Und? Was machst du dann? fragte Mercier.

Mir graut vor dem Gedanken, sagte Camier.

Einen Windbeutel könnte ich vertragen, sagte Mercier.

Warte hier, sagte Camier.

Nein, nein, rief Mercier. Verlaß mich nicht! Verlassen wir einander nicht!

Camier verließ den Torweg und wollte über die Straße. Mercier rief ihn zurück, woraus sich ein Streit entspann, der zu albern war, um hier festgehalten zu werden, so albern war er.

Ein anderer wäre gekränkt, sagte Camier. Ich nicht, alles in allem genommen. Denn ich sage mir, die Lage ist ernst, und Mercier ... nun ja ... Er ging auf Mercier los, der prompt zurückwich. Ich wollte dich nur umarmen, sagte Camier. Doch wenn ich's recht bedenke, tu ich's lieber ein andermal, wenn du weniger du selbst bist.

Er lief in den Regen hinaus und verschwand. Allein im Torweg, begann Mercier, auf und ab zu schreiten, tief in düstere Gedanken versunken. Es war ihre erste

Trennung seit dem Morgen des Vortags. Als er plötzlich, wie einer nicht länger erträglichen Vision ausweichend, den Blick hob, sah er zwei Kinder, einen kleinen Jungen und ein kleines Mädchen, die vor ihm standen und ihn anstarrten. Sie trugen kleine identische schwarze Regenjacken mit Kapuze, und der Junge hatte einen kleinen Ranzen auf dem Rücken. Sie hielten einander bei der Hand.

Papa! sagten sie einstimmig – oder annähernd.

Guten Abend, meine Kinder, sagte Mercier, nun seht, daß ihr weiterkommt.

Aber sie sahen nicht, daß sie weiterkamen, nein, sie hielten, ihre kleinen, umfaßten Hände ein wenig hin und her schaukelnd, die Stellung. Schließlich zog das kleine Mädchen die Hand weg und ging auf den Mann zu, den sie mit Papa angeredet hatten. Sie streckte ihm die kleinen Ärmchen entgegen, wie um einen Kuß oder wenigstens eine Liebkosung zu erlangen. Der kleine Junge tat es ihr nach, mit sichtlichen Bedenken. Mercier hob den Fuß und stampfte auf. Fort mit euch! rief er. Wild gestikulierend, mit verzerrtem Gesicht, fuhr er auf sie nieder. Die Kinder wichen vor ihm auf den Gehsteig zurück und blieben wieder stehen. Verflucht euch von hier! brüllte Mercier. Wütend stürzte er sich auf sie, und sie nahmen Reißaus. Aber bald verharreten sie und schauten zurück. Das hierbei Gesehene muß sie stark beeindruckt haben, denn sie rannten weiter und flohen in die nächste Seitenstraße. Was den un-

glücklichen Mercier betraf, so kehrte er, nach ein paar Minuten wutschnaubender Folterqual erleichtert, daß die Gefahr vorüber war, triefnaß in den Torweg zurück und setzte seine Reflexionen fort, wenn nicht an dem Punkt, wo sie unterbrochen worden waren, so doch an einem, der dicht daneben lag.

Merciers Reflexionen war zu eigen, daß sie stets von derselben Woge durchflutet wurden, die ihm den Verstand hinwegfegte, ganz gleich, wo er ansetzte, und ausnahmslos auf denselben Klippen strandeten. Vielleicht handelte es sich nicht so sehr um Reflexionen als vielmehr um einen dunklen Sturzbach des Sinnierens, in welchem Vergangenheit und Zukunft zu einem einzigen Strom verschmolzen und bei einer Gegenwart endeten, die niemals gegenwärtig wurde. Nun ja.

Hier, sagte Camier. Ich hoffe, du hast dir keine Gedanken gemacht.

Mercier beförderte das Gebäck aus der Papierumhüllung und plazierte es auf seiner Handfläche. Er beugte sich darüber, bis seine Nase es fast berührte, die Augen dicht dahinter. In dieser Haltung verharrend, warf er einen schiefen Blick voller Argwohn auf Camier.

Ein Sahnehörnchen, sagte Camier, das beste, das ich auftreiben konnte.

Mercier, noch immer vornübergebeugt, bewegte sich zum Ausgang des Torwegs, wo das Licht besser war, und inspizierte das Gebäck erneut.

Voller Sahne, sagte Camier.

Mercier schloß die Hand langsam zur Faust, und das Gebäck quoll ihm durch die Finger. Die starrenden Augen füllten sich mit Tränen. Camier trat näher, um seine Sicht zu verbessern. Merciers Tränen flossen, strömten über die gefurchten Wangen und versickerten im Bart. Das Gesicht blieb unbewegt. Die Augen, noch immer überfließend und zweifellos geblendet, schienen auf irgendeinen Gegenstand gerichtet, der sich am Boden regte.

Wenn du es nicht wolltest, sagte Camier, hättest du es einem Hund geben sollen, oder einem Kind.

Ich bin in Tränen, sagte Mercier, halt dich da raus.

Als die Flut versiegte, sagte Camier:

Hier, nimm unser Taschentuch.

Es gibt Tage, sagte Mercier, da wird man jede Minute neu geboren. Dann ist die Welt voll beschissener kleiner Merciers. Es ist die Hölle! Oh, all dem zu entsagen!

Genug, sagte Camier. Du siehst aus wie ein großes S. Mindestens wie neunzig.

Ich wollt', ich wär's, sagte Mercier. Er wischte die Hand am Hosenboden ab und sagte: Bald krieche ich auf allen vieren.

Ich gehe, sagte Camier.

Überläßt mich meinem Schicksal, sagte Mercier. Ich wußte es.

Du kennst doch meine kleinen Schliche, sagte Camier.

Nein, sagte Mercier, aber ich hatte darauf gezählt, daß mir deine Zuneigung hilft, meine Zeit abzusetzen.

Ich kann dir helfen, sagte Camier, aber ich kann dich nicht auferstehen lassen.

Nimm mich bei der Hand, sagte Mercier, und führ mich weit von hier fort. Ich laufe neben dir her wie ein Hündchen oder wie ein kleiner Knirps. Und der Tag wird kommen –

Ein fürchterliches Kreischen von Bremsen zerriß die Luft, gefolgt von einem Schrei und einem lauten Krachen. Mercier und Camier eilten (nach kurzem Zögern) auf die offene Straße und wurden mit einem Anblick belohnt, der alsbald durch eine Ansammlung von Gaffern verdeckt wurde, dem Anblick einer großen, dicken Frau, die sich schwach zuckend am Boden wand. Die Unordnung ihrer Garderobe enthüllte eine erstaunliche Fülle wogender, vormals weißer Unterkleider. Ihr Lebenssaft, strömend aus einer oder aus mehreren Wunden, hatte bereits die Gosse erreicht.

Ah, sagte Mercier, das habe ich gebraucht. Schon fühle ich mich wie ein neuer Mensch.

Er war in der Tat verklärt.

Laß uns das eine Lehre sein, sagte Camier.

Will meinen? fragte Mercier.

Daß wir nie verzweifeln, sagte Camier, nie den Glauben ans Leben verlieren.

Ach so, sagte Mercier erleichtert, ich glaubte schon, du meinstet etwas anderes.

Als sie ihres Weges gingen, fuhr ein Rettungswagen vorbei und eilte zum Ort des Unfalls.

Und was, bitte? fragte Camier.

Eine himmelschreiende Schande, sagte Mercier.

Ich kann dir nicht folgen, sagte Camier.

Sechs Zylinder, sagte Mercier.

Was ist damit? fragte Camier.

Und da reden sie von Benzinknappheit, sagte Mercier.

Vielleicht gibt es mehr als ein Opfer, sagte Camier.

Und wenn's ein Baby wäre, sagte Mercier. Das kümmert die wenig.

Der Regen fiel sanft, wie aus dem feinen Sprinkler einer Gießkanne. Mercier schritt erhobenen Gesichts voran. Hin und wieder wischte er es ab, mit seiner freien Hand. Er hatte sich seit längerem nicht gewaschen.

Zusammenfassung der zwei vorigen Kapitel

I

Anfang.

Treffen von Mercier und Camier.

Saint Ruth Square.

Die Buche.

Der Regen.

Der Unterstand.

Die Hunde.

Camiers Ärger.

Der Parkwächter.

Das Fahrrad.

Wortwechsel mit dem Parkwächter.

Mercier und Camier beraten.

Resultate der Beratung.

Zu spätes Aufklaren.

Die Glocke.

Mercier und Camier brechen auf.

II

Die Stadt in der Dämmerung.

Mercier und Camier auf dem Weg zum Kanal.

Die Vision am Kanal.

Das Fahrrad.

Erste Kneipe.

Mercier und Camier beraten.
Resultate der Beratung.
Mercier und Camier auf dem Weg zu Helen.
Zweifel, den Weg betreffend.
Der Schirm.
Der Mann im Frack.
Der Regen.
Camier hört Gesang.
Mercier und Camier rennen.
Der Schirm.
Der Regenguß.
Merciers Ärger.
Bei Helen.
Der Kakadu.
Der Kidderminster.
Der zweite Tag.
Der Regen.
Verschwinden von Rucksack, Fahrrad und Schirm.
Der Torweg.
Mercier und Camier beraten.
Resultate der Beratung.
Abgang Camier.
Merciers Verdruß.
Mercier und die Kinder.
Camiers Rückkehr.
Das Sahnehörnchen.
Merciers Ärger.
Die dicke Frau.

Merciers und Camiers Abgang.
Regen auf Merciers Gesicht.

III

Ich wurde, hoffentlich als Einzelkind, in P- geboren. Meine Eltern kamen aus Q-. Sie waren es, denen ich, zusammen mit dem *Treponema pallidum*, die riesige Nase verdanke, deren Überreste Sie vor sich sehen. Sie waren streng zu mir, aber gerecht. Für die geringste Verfehlung schlug mich mein Vater bis aufs Blut, mit seinem harten Streichriemen. Aber er vergaß nie, meine Mutter zu verständigen, sie möge meine Wunden mit Jodtinktur oder Kaliumpermanganat bepinseln. Hier liegt zweifellos die Erklärung für mein verschlossenes Wesen und meine allgemeine Verdrießlichkeit. Ungeeignet für den Wissenserwerb, wurde ich mit dreizehn von der Schule genommen und zu benachbarten Bauern gegeben. Da ihnen der Himmel, wie sie es nannten, eigenen Nachwuchs versagt hatte, verlegten sie sich mit ganz urwüchsiger Bösartigkeit auf mich. Als dann meine Eltern bei einem von der Vorsehung gesandten Eisenbahnunglück ums Leben kamen, adoptierten sie mich mit allen vom Gesetz verlangten Formalitäten und Prozeduren. Aber an Körperkraft nicht minder beschränkt als an Verstand, war ich ihnen eine ständige Quelle der Enttäuschung. Dem Pflug zu folgen, die Sense zu führen, durch den Rübenacker zu stolpern und dergleichen waren Arbeiten, die

meine Kräfte so sehr überstiegen, daß ich buchstäblich zusammenbrach, wann immer ich zu ihnen gezwungen wurde. Selbst als Schafhirte, Kuhhirte, Ziegenhirte, Schweinehirte spannte ich vergeblich jeden Nerv an, nie konnte ich damit zufriedenstellen. Denn die Tiere schwärmten, von mir unbemerkt, auf die benachbarten Gehöfte aus und fraßen sich dort mit Gemüse, Obst und Blumen voll. Mit Schweigen übergehe ich die Brunstkämpfe zwischen den männlichen Tieren, vor denen ich erschrocken floh, um in der nächsten Feldscheune Schutz zu suchen. Hinzu kam, daß die Herde oder Rotte wegen meines Unvermögens, weiter als bis zehn zu zählen, selten in voller Zahl zurückkehrte, und auch dafür wurde ich verdienftermaßen gescholten. Die einzigen Gebiete, auf denen ich mich brüsten kann, wenn nicht gegläntzt, so doch zumindest zufriedengestellt zu haben, waren das Schlachten von kleinen Lämmern, Kälbern, Zicklein und Ferkeln und die Beschneidung von Jungbullen, Hammeln, Ziegenböcken und Ebern, unter der Bedingung natürlich, daß sie noch unverdorben waren, voller Unschuld und Zutrauen. Daher beschränkte ich mich vom fünfzehnten Lebensjahr an auf diese Spezialitäten. Zu Hause habe ich noch immer ein paar entzückende, kleine – nun, vergleichsweise kleine – Hammelhoden, die aus jener glücklichen Zeit datieren. Auch auf dem Geflügelhof war ich ein Schrecken an Präzision und Eleganz. Mit meiner Methode, Gänse zu erwürgen,

erregte ich Neid und Bewunderung bei jedermann. Oh, ich weiß, Sie lauschen nur mit halbem Ohr, und das halb unfreiwillig, aber das macht mir nichts aus. Denn mein Leben liegt hinter mir, und als Freude bleibt mir nur, die guten alten Zeiten, die zum Glück für immer vorüber sind, heraufzubeschwören und lauthals zu preisen. Im Alter von zwanzig oder auch neunzehn Jahren, als ich so töricht war, eine Melkerin zu schwängern, lief ich davon, im Schutz der Dunkelheit, denn ich wurde streng bewacht. Ich nutzte diese Gelegenheit, die Scheunen, Speicher und Ställe in Brand zu setzen. Aber kaum waren die Flammen entfacht, wurden sie auch schon von einem Regenguß erstickt, den niemand hätte voraussehen können, so sternenklar war der Himmel beim Legen des Feuers. Das ist fünfzig Jahre her, fühlt sich an wie fünfhundert. Er zückte seinen Stock und schlug mit dumpfem Knall auf das Sitzpolster, das unverzüglich eine Wolke feinen, flüchtigen Staubs entließ. Fünfhundert! krächte er.

Der Zug rollte aus. Mercier und Camier wechselten einen Blick. Der Zug hielt.

O Jammer, sagte Mercier, es ist der Bummelzug.

Der Zug fuhr weiter.

Wir hätten aussteigen können, sagte Mercier, jetzt ist es zu spät.

Nächste Station, sagte der Alte, steigt ihr mit mir aus.

Das gibt der Sache einen neuen Anstrich, sagte Mercier.

Gehilfe beim Metzger, sagte der Alte, beim Geflügelhändler, beim Roßschlächter. Dann Totengräber, Bestatter, eine Leiche auf der anderen, da habt ihr mein ganzes Leben. Das Mundwerk war meine Rettung, jeden Tag ein bißchen mehr, ein bißchen besser. Die Wahrheit ist, auch das steckt mir im Blut, weil mein Vater, wie allgemein bekannt, den Lenden eines Landpfarrers entsprang, mit welcher Munterkeit, könnt ihr euch wohl denken. Ich wurde zur Plage der Spelunken und Vorstadtpuffs. Kameraden! sagte ich, und habe nie schreiben gelernt, Kameraden! Homer erklärt uns, Ilias, Buch 3, Verse 85 und folgende, worin das Glück hienieden besteht, mit anderen Worten, das Glück. Oh, ich hab's ihnen gegeben! *Potopompos scroton evohe!* In der Art, heiß und stark. Aufgeschnappt in der Abendschule – er brach in wildes, rauhes Gelächter aus –, Abendschule gratis für bildungsdurstige Wracks. *Potopompos scroton evohe*, Schlappschwanz und eimerweise Schnaps. Geht raus, sagte ich, mit geschwellter Brust, hängenden Klößen, und kommt morgen wieder, sagt eurer Alten, sie soll zur Hölle fahren. Es gab heikle Momente. Dann stand ich auf, blutverschmiert, Klamotten in Fetzen, und ging wieder drauflos. Bälger sind der Kehricht der Unzucht und der Allmächtige ein Nuppenparfüm im Lokus. Ich putzte mich raus und mogelte mich auf ihre Hochzeiten, ihre

Begräbnisse, Tanzabende, Totenwachen und Taufen. Ich war gern gesehen, noch zehn Jahre, und sie hätten mich geliebt. Bei mir kriegten sie's besorgt an Ort und Stelle, Hymen, Vaseline, der böse Tag von früh bis spät. Bis mir der Hof zufiel – oder besser die Höfe, denn es waren ihrer zwei. Gelobt seien die Weiber, sie liebten mich bis zuletzt. Damit taten sie mir Gutes, denn meine Nase fing an zu bröckeln. Und wenn die Nase bröckelt, lieben sie dich nicht mehr so.

Der Zug rollte aus. Mercier und Camier zogen die Füße ein, um den Alten durchzulassen. Der Zug hielt.

Steigt ihr nicht aus? fragte der Alte. Ihr habt recht, nur die Verdammten steigen hier aus.

Er trug Gamaschen, einen gelben Hut und einen abgeschabten Gehrock, der ihm bis zu den Knien ging. Steif kletterte er auf den Bahnsteig hinab, drehte sich um, knallte die Tür zu und streckte ihnen seine entsetzliche Visage entgegen.

Der Zug fuhr weiter.

Adieu, adieu, rief Mr. Madden, sie haben mich geliebt bis zuletzt, geliebt bis –

Mercier, der mit dem Rücken zur Fahrtrichtung saß, sah ihn dort stehen, tot für die Passagiere, die zum Ausgang eilten, und den Kopf auf die Hände gesenkt, die auf dem Knauf seines Stocks ruhten.

Welche Erleichterung, den Blick von diesem Trümmerhaufen zum leeren Himmel zu wenden, welche Erleichterung, ihn wieder wegzuwenden.

Einen neuen Anstrich, sagte Mercier, einen völlig neuen Anstrich.

Camier wischte das Fenster mit dem Ärmel ab, den er mit vier gekrümmten Fingern an den Handballen drückte.

Das ist das Ende, sagte Mercier, ich bin so gut wie -. Er dachte nach. So gut wie erledigt, sagte er.

Sieht gleich null, sagte Camier.

Du bist merkwürdig still, sagte Mercier. Gehe ich fehl in der Annahme, daß du meine Verfassung ausgenutzt hast, um den Schnellzug, auf den wir uns geeinigt hatten, durch diesen Leichenwagen zu ersetzen?

Camier murmelte etwas von verbrannten Brücken und unziemlicher Hast.

Ich wußte es, sagte Mercier. Ich werde schändlich mißbraucht. Ich würde mich aus dem Fenster stürzen, wenn ich nicht Angst hätte, mir den Knöchel zu verstauchen.

Ich werde alles erklären, sagte Camier.

Du wirst nichts erklären, sagte Mercier. Du hast meine Schwäche ausgenutzt und mir weisgemacht, daß ich einen Schnellzug bestieg, während in Wirklichkeit -. Seine Miene entgleiste. Schneller, als seine wenigen Mienen zu entgleisen pflegten. Mir fehlen die Worte, sagte er, um zu verhehlen, was ich empfinde.

Aber es war just deine Schwäche, sagte Camier, die diese kleine Finte provoziert hat.

Erklär dich, sagte Mercier.

Dich in dieser Verfassung zu sehen, sagte Camier, erforderte die Abreise und zugleich das Bleiben.

Das ist mir zu billig, sagte Mercier.

Wir steigen an der nächsten Station aus, sagte Camier, und überlegen, was tun. Wenn wir lieber weiterfahren wollen, fahren wir weiter. Wir verlieren zwei Stunden. Was sind zwei Stunden?

Dazu möchte ich nichts sagen, sagte Mercier.

Wenn wir andererseits, sagte Camier, lieber zur Stadt zurückkehren wollen –

Zur Stadt! rief Mercier.

Zur Stadt, sagte Camier. Kehren wir zur Stadt zurück.

Aber wir kommen gerade aus der Stadt, sagte Mercier, und jetzt redest du von Umkehr.

Als wir die Stadt verließen, sagte Camier, war es notwendig, die Stadt zu verlassen. Also haben wir sie aus guten Gründen verlassen. Aber wir sind keine Kinder, und die Notwendigkeit hat ihre Tücken. Hat sie erst geruht, uns fortzutreiben, geruht sie jetzt, uns zurückzutreiben. Sollen wir uns dagegen sträuben? Ich glaube, nicht.

Die einzige Notwendigkeit, die ich kenne, sagte Mercier, ist, dieser Hölle so schnell und so weit wie möglich zu entfliehen.

Das bleibt abzuwarten, sagte Camier. Trau nie dem Wind, der deine Segel schwellt. Er ist immer obsolet.

Mercier beherrschte sich.

Eine dritte und letzte Möglichkeit, sagte Camier, da wir keine vernachlässigen sollten, ist die, daß wir den heldenhaften Entschluß fassen zu bleiben, wo wir sind. Für welchen Fall ich alles habe, was wir brauchen.

Ein Dorf mit nur einer langen Straße, alles in einer Reihe, Häuser, Läden, Kneipen, Bahnhof und Tankstelle, die zwei Kirchen, Friedhof und so weiter – ein Schlauch.

Nimm den Regenmantel, sagte Camier.

Pah! Ich werde schon nicht schmelzen, sagte Mercier.

Sie betraten einen Gasthof.

Falsche Adresse, sagte der Mann. Das hier ist Messrs. Clappe and Sons, Obst- und Gemüsegroßhandel.

Was verleitet Sie zu der Annahme, daß wir nicht zu Vater Clappe oder einem seiner Abfallprodukte wollen? fragte Camier.

Sie flohen zurück zur Straße.

Ist das ein Gasthof, fragte Camier, oder ist es der Fischmarkt?

Diesmal winkte der Mann sie eifrig herbei.

Kommen Sie, Gentlemen, sagte er, treten Sie ein. Es ist nicht das Savoy, aber es ist ... wie soll ich sagen? Er taxierte sie mit einem flinken, verstohlenen Blick. Wie soll ich sagen? fragte er.

Sagen Sie's, sagte Camier, und erlösen Sie uns von unserer Pein.

Es ist ... behaglich, sagte der Mann, ein anderes Wort gibt es nicht. Patrick! rief er. Aber es gab ein anderes Wort, denn er fügte es hinzu, in einem Ton tastender Komplizenschaft, wie immer der klingen mag: Es ist ... *gemütlich*.

Er hält uns für Weltenbummler, sagte Mercier.

Ah, sagte der Mann händereibend, Physiognomien – er sprach auch das g aus, was sein gutes Recht war – sind für mich ein offenes Buch. Es passiert nicht alle Tage, daß ich die Ehre habe ... Er zögerte. Daß ich die Ehre habe, sagte er. Patrick!

Was mich betrifft, sagte Mercier, schätze ich mich glücklich, Sie endlich kennenzulernen, weil Sie mich schon so lange verfolgen.

Ach, sagte der Mann.

Jawohl, Sir, sagte Mercier. Meistens erscheinen Sie mir auf einer Türschwelle oder an einem Fenster. Hinter Ihnen Fluten von Licht und Glückseligkeit, die normalerweise Ihre Gesichtszüge auslöschen müßten, es aber nicht tun. Sie lächeln. Vermutlich können Sie mich von dort nicht sehen, auf der anderen Seite der Gasse, in tiefsten Schatten getaucht. Auch ich lächle – und gehe weiter. Sehen Sie mich, Mr. Gall, in meinen Träumen?

Dürfte ich Ihnen etwas abnehmen? fragte der Mann.

Jedenfalls ist es ein Glück, Sie wiederzusehen, sagte Mercier, unter soviel glücklicheren Umständen.

Uns etwas abnehmen? Was denn? fragte Camier.

Nun, sagte der Mann, Ihre Mäntel, Ihre Hüte, wie soll ich sagen? Patrick!

Aber schauen Sie uns doch an, sagte Camier. Sehen wir aus wie Hutträger? Sind wir behandschuht, ohne es zu wissen? Kommen Sie, Sir!

Einen Träger für unsere Koffer, sagte Mercier, worauf warten Sie?

Patrick! rief der Mann.

Rache! rief Mercier und trat einen Schritt vor.

Es war Markttag. Bauern, Viehhändler und dergleichen bevölkerten die Gaststube. Das betreffende Vieh war schon längst auf dem Weg, trottete unter dem Geschrei der Hirten die morastigen Landwege entlang. Manche würden abends zu ihren vertrauten Ställen gelangen, andere zu anderen, von denen sie nichts wußten. Die Nachhut bildete, hinter den durchnäßten Schafen, ein Troß aus rumpelnden Karren. Die Hirten hatten die Hände in den Taschen und umfaßten, durch den Stoff hindurch, ihre Stecken.

Mercier stützte die Ellbogen auf die Theke. Camier hingegen lehnte sich mit dem Rücken an sie.

Sie saufen mit Hut, sagte er.

Wo ist er jetzt? fragte Mercier.

An der Tür, sagte Camier, und beobachtet uns unauffällig.

Kann man seine Zähne sehen? fragte Mercier.

Sein Mund ist hinter seiner Hand versteckt, sagte Camier.

Ich frage nicht, ob sein Mund versteckt ist, sagte Mercier, ich frage, ob man seine Zähne sehen kann.

Von hier aus sieht man seine Zähne nicht, sagte Camier, wegen der Hand, die sie versteckt.

Was machen wir hier? fragte Mercier.

Erst essen, sagte Camier. Barmann, welche Leckerbissen haben Sie heute?

Der Barmann rasselte die Liste herunter.

Für mich einen Seeigelsalat, sagte Camier, mit Holländischem Dressing.

Heute nicht im Angebot, sagte der Barmann.

Dann bringen Sie ein Springmadensandwich, sagte Camier.

Das letzte ist gerade raus, sagte der Barmann. Er hatte gehört, es sei besser, gute Miene zu machen.

Befleißigen Sie sich einer zivilisierten Ausdrucksweise, sagte Mercier. Er wandte sich an Camier. Was ist das für eine Scheiße? fragte er. Was ist das für eine Reise?

An diesem Punkt schien die Reise von Mercier und Camier tatsächlich vor dem Aus zu stehen. Daß sie es nicht tat, war zweifellos Camier zu verdanken, einem Muster an Großmut und Ingenium.

Mercier, sagte er, überlaß das mir.

Tu was, um Himmels willen, sagte Mercier, tu

was! Warum bin immer ich es, der die Wege ebnen muß?

Rufen Sie Ihren Vorgesetzten, sagte Camier.

Der Barmann schien abgeneigt.

Rufen Sie ihn, guter Mann, sagte Mercier. Tun Sie, was Ihnen gesagt wird. Machen Sie das kleine Geräusch, das er aus allen anderen Geräuschen heraus hört, selbst bei heulendem Sturm. Oder geben Sie ihm den kleinen Wink, den nur er versteht, der ihn auf Trab bringt, und wenn der Himmel einstürzt.

Aber der Mann, den Mercier Mr. Gall genannt hatte, stand bereits neben ihnen.

Habe ich das Vergnügen mit dem Eigentümer? fragte Camier.

Ich bin der Geschäftsführer, sagte der Geschäftsführer, weil er der Geschäftsführer war.

Wie es scheint, sind die Springmaden aus, sagte Mercier. Eine seltsame Art der Geschäftsführung für einen Geschäftsführer. Was haben Sie mit Ihren Zähnen gemacht? Nennen Sie das etwa *gemütlich*?

Der Geschäftsführer gab sich den Anschein der Nachdenklichkeit. Auf Ärger war er nicht erpicht. Die Ausläufer seines hängenden grauen Schnurrbarts schienen darauf aus, sich zu begegnen. Der Barmann musterte den Geschäftsführer aufmerksam. Mercier war fasziniert von dessen spärlichen grauen Strähnen, fein wie Babyhaar, die mit mitleiderweckender Koketterie von seinem Hinterkopf über die Schädeldecke

nach vorn gekämmt waren. So war ihm Mr. Gall nie vorgekommen, sondern stets aufrecht, lächelnd und strahlend.

Nun gut, sagte Mercier, lassen wir das, ein solcher Engpaß ist immerhin verständlich.

Hätten Sie zufällig ein Zimmer, sagte Camier, wo mein Freund ein Weilchen ruhen kann? Er fällt um vor Müdigkeit. Er beugte sich zum Geschäftsführer und flüsterte ihm ins Ohr.

Seine Mutter? fragte der Geschäftsführer.

Meine Mutter? Höre ich recht? fragte Mercier. Sie hat mich verbrochen und ist dran krepirt, die Schlampe. Statt mir ins Auge zu schauen. Was soll das? sagte er zu Camier. Hast du keinen Respekt vor meiner Familie?

Ein Zimmer könnte ich anbieten, sagte der Geschäftsführer, aber natürlich –

Einen Moment ruhen, sagte Camier, er ist völlig hinüber.

Kommen Sie, mein Alptraumfreund, sagte Mercier, das können Sie mir nicht abschlagen.

Natürlich zum vollen Übernachtungspreis, sagte der Geschäftsführer.

In einem Obergeschoß, so hoch wie möglich, sagte Mercier, damit ich mich bedenkenlos aus dem Fenster stürzen kann, sollte sich die Gelegenheit ergeben.

Sie bleiben bei ihm? fragte der Geschäftsführer.

Bis zum letzten, sagte Camier.

Patrick! rief der Geschäftsführer. Wo ist Patrick? fragte er den Barmann.

Fehlt wegen Krankheit, sagte der Barmann.

Was heißt hier fehlt wegen Krankheit? fragte der Geschäftsführer. Ich habe ihn gestern abend gesehen. Mir ist gar, ich hätte ihn eben erst gesehen.

Fehlt wegen Krankheit, sagte der Barmann. Keine Hoffnung, heißt es. Rapide Verschlechterung.

Wie ärgerlich, sagte der Geschäftsführer. Was hat er denn?

Ich weiß nicht, sagte der Barmann.

Und warum wurde ich nicht informiert? fragte der Geschäftsführer.

Wir haben wohl gedacht, Sie wüßten es, sagte der Barmann.

Und wer sagt, daß es ernst ist? fragte der Geschäftsführer.

Ein umlaufendes Gerücht, sagte der Barmann.

Wo steckt er? fragte der Geschäftsführer. Zu Hause oder –

Soll er sich die Pest holen, Ihr Patrick! rief Mercier. Wollen Sie mich fertigmachen?

Führ die Gentlemen hinauf, sagte der Geschäftsführer. Nimm die Bestellung auf und komm sofort zurück.

Die Sechs? fragte der Barmann.

Oder die Sieben, sagte der Geschäftsführer. Wie die Gentlemen belieben.

Er schaute ihnen nach. Er schenkte sich ein Glas ein und kippte es hinter.

Ah, Mr. Graves, sagte er, guten Tag. Was nehmen Sie?

Nettes Pärchen, sagte Mr. Graves.

Ach, das macht nichts, sagte der Geschäftsführer. Das bin ich gewöhnt.

Und woher rührt die Gewöhnung, wenn ich fragen darf? fragte Mr. Graves mit dem satten Baß eines angehenden Landpatriarchen. Nicht von uns, möchte ich meinen.

Woher die Gewöhnung rührt? fragte der Geschäftsführer. Er schloß die Augen, um besser zu sehen, was ihm trotz allem noch ein wenig teuer war. Von meinen Dienstherren, sagte er.

Das freut mich zu hören, sagte Mr. Graves. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag.

Der Geschäftsführer erwiderte den Wunsch.

Sein müder Blick schweifte durch die Gaststube, wo die ehrenwerten Banausen im Aufbruch begriffen waren. Mr. Graves hatte das Signal gegeben, und sie würden nicht zögern, einem Vorbild von solchem Gewicht zu folgen.

Der Barmann meldete sich zurück.

Mr. Gast reagierte nicht sofort, da er gespannt verfolgte, wie die Szene vor seinen offenen Augen verblaßte und einem kleinen, grauen, mittelalterlichen Marktplatz wich, auf dem stumme Gestalten, ver-

mummt bis zu den Augen, langsam mit schleppenden Schritten durch den tiefen Schnee stapften.

Sie haben beide genommen, sagte der Barmann.

Mr. Gast drehte sich zu ihm um.

Sie wollten eine Flasche Malt, sagte der Barmann.

Haben sie gezahlt? fragte Mr. Gast.

Ja, sagte der Barmann.

Alles andere ist egal, sagte Mr. Gast.

Mir gefallen die ganz und gar nicht, sagte der Barmann. Besonders der Lange mit dem Bart. Der kleine Dicke stört mich weniger.

Du hältst dich da raus, sagte Mr. Gast.

Er nahm Aufstellung neben der Tür, um seine Gäste, deren Aufbruch in geschlossener Formation nun eindeutig bevorstand, in geziemender Weise zu verabschieden. Die meisten erklimmen hochrädige Fords, andere verzogen sich ins Dorf, um Händel zu suchen. Wieder andere standen plaudernd im Regen, der ihnen nichts auszumachen schien. Vielleicht aus beruflichen Gründen, wer weiß, waren sie so froh, ihn fallen zu sehen, daß sie froh waren, ihn auf sich zu spüren, sich durchnässen zu lassen. Bald würden sie sich davonmachen, verstreut auf den schlammigen Wegen, die beim letzten Schimmer dieses lausigen Tages schon fast im Dunkeln lagen. Jeder hastet seinem kleinen Königreich entgegen, dem harrenden Weibe, dem wohlversorgten Vieh, den Hunden, die auf des Herrn Ankunft lauschen.

Mr. Gast kehrte in die Gaststube zurück.

Hast du sie bedient? fragte er.

Ja, sagte der Barmann.

Haben sie nichts gesagt? fragte Mr. Gast.

Nur, daß sie nicht gestört werden wollen, sagte der Barmann.

Wo ist Patrick? fragte Mr. Gast. Zu Hause oder im Spital?

Ich glaube, zu Hause, sagte der Barmann, aber ich würde nicht drauf wetten.

Viel ist es nicht, was du weißt, sagte Mr. Gast.

Ich kümmere mich um meine Arbeit, sagte der Barmann. Er schaute Mr. Gast fest in die Augen. Um meine Pflichten und Befugnisse, sagte er.

Das ist auch das Beste, sagte Mr. Gast. So erreicht man Großes. Er ging zur Tür. Wenn man nach mir fragt, sagte er, ich bin weg und komme bald zurück.

Er ging tatsächlich weg und kam tatsächlich bald zurück.

Tot, sagte er.

Der Barmann wischte hastig seine Hände ab und bekreuzigte sich.

Seine letzten Worte, bevor er den Geist aufgab, sagte Mr. Gast, waren unverständlich. Nicht so seine vorletzten, ein Kleinod ihrer Art, nämlich: Ein Bier, um Christi willen, ein Bier.

Was genau fehlte ihm? fragte der Barmann.

Wie viele Tage hatte er gut? fragte Mr. Gast.

Er wurde am Samstag ausgezahlt wie die anderen, sagte der Barmann.

Also nicht der Rede wert, sagte Mr. Gast. Ich schicke ein Gebinde.

Ein Kerl wie kein zweiter, sagte der Barmann.

Mr. Gast zuckte die Schultern.

Wo ist Teresa? fragte er. Sag nicht, sie ist auch hinüber. Teresa! rief er.

Auf der Toilette, sagte der Barmann.

Dir entgeht nichts, sagte Mr. Gast.

Ich komme! rief Teresa.

Ein strammes Weib erschien, ein großes Tablett unter dem Arm, den Wischlappen in der Hand.

Schau dir diesen Saustall an, sagte Mr. Gast.

Ein Mann betrat die Gaststube. Er trug eine Schirmmütze, einen Trenchcoat voller Schnallen, Klappen, Taschen, Lederknöpfe, dazu Reithosen und Kletterstiefel. Sein noch kräftiger Rücken beugte sich unter der Last eines zum Bersten gefüllten Rucksacks, und er hielt einen gewaltigen Knüppel in der Hand. Er marschierte quer durchs Lokal und scharrte lautstark mit den genagelten Sohlen.

Manche schildert man möglichst sofort, nämlich die, die wahrscheinlich schnell verschwinden und nie wiederkehren.

Mein Parkett, sagte Mr. Gast.

Wasser, sagte Mr. Conaire (hier der Name ohne Verzug).

Mr. Gast rührte sich nicht, auch der Barmann nicht. Hätte sich Mr. Gast gerührt, dann zweifellos auch der Barmann. Aber da sich Mr. Gast nicht rührte, rührte sich auch der Barmann nicht.

Erst Wasser, sagte Mr. Conaire, dann Schnaps in Strömen. Danke. Noch mal. Danke. Reicht.

Unter konvulsiven Verrenkungen der Schultern und Lenden legte er den Rucksack ab.

Gin, sagte er.

Er nahm die Schirmmütze ab und schüttelte sie gewaltsam in alle Richtungen. Dann schob er sie zurück auf seinem glänzenden Spitzschädel.

Gentlemen, sagte er, Sie sehen vor sich einen Mann. Machen Sie das Beste draus. Ich bin zu Fuß hierhergekommen, direkt aus dem Herzen der hauptstädtischen Gaskammer, ohne Unterbrechung oder Pause, außer um zweimal zu -. Er schaute umher, erblickte Teresa (schon registriert, aber jetzt mit Aplomb), beugte sich über die Theke und beendete seinen Satz im Flüsterton. Er schaute von Mr. Gast zu George (so heißt der Barmann jetzt), von George zu Mr. Gast, wie um sicherzugehen, daß seine Worte ihre Wirkung nicht verfehlten. Dann reckte er sich empor und verkündete mit volltönender Stimme: Zu oft und zu wenig, zu oft und zu wenig, und ganz, ganz langsam, so weit ist es mit mir gekommen. Er schmachete Teresa an und brach in schrilles Gelächter aus. Wo geht es zur Erleichterung? fragte er und

wiederholte: Erleichterung! So was nennt sich nun Erleichterung!

Mr. Gast beschrieb ihm den Weg dorthin.

Welche Umstände, sagte Mr. Conaire. Immer diese gräßlich wohlerzogene Latenz. In Frankfurt, wenn man da aus dem Zug steigt, was sieht man als erstes, in großen, feurigen Lettern? Ein einziges Wort: HIER. Gin.

Pur? fragte Mr. Gast.

Mr. Conaire trat einen Schritt zurück und warf sich in die Brust.

Wie alt würden Sie mich schätzen? fragte er. Er drehte sich langsam um die eigene Achse. Nur zu, sagte er. Ohne Umschweife.

Mr. Gast nannte eine Zahl.

Verdammt, sagte Mr. Conaire. Auf Anhiieb.

Die Glatze ist verräterisch, sagte Mr. Gast.

Kein Wort weiter, sagte Mr. Conaire. Auf dem Hof, sagten Sie?

Hinten links, sagte Mr. Gast.

Und wie komme ich von hier nach dort? fragte Mr. Conaire.

Mr. Gast erneuerte seine Beschreibung.

Damit mir kein Malheur passiert, sagte Mr. Conaire.

Auf dem Weg hinaus pausierte er für einen Flirt mit Teresa.

Hallo Süße, sagte er.

Teresa beäugte ihn.

Sir, sagte sie.

Welche Anmut, sagte Mr. Conaire. An der Tür drehte er sich um. Und Grazie, sagte er. Welche Grazie. Er ging hinaus.

Mr. Gast und George wechselten einen Blick. Hol deine Schiefertafel raus, sagte Mr. Gast. Seine nächsten Worte galten Teresa. Könntest du nicht ein bißchen netter sein? fragte er.

Der alte Bock, sagte Teresa.

Keiner verlangt, daß du dich auf dem Boden wälzt, sagte Mr. Gast. Er begann, auf und ab zu gehen, dann stoppte ihn ein Entschluß. Laßt die Arbeit ruhen, sagte er, und sammelt euch. Ich werde jetzt über den Gast referieren, das wilde, liebenswerte Tier. Schade, daß Patrick nicht da ist, um mich zu hören.

Er warf den Kopf in den Nacken, verschränkte die Hände hinter dem Rücken und referierte über den Gast. Just als er sprach, sah er ein kleines Fenster, das sich auf eine leere Gegend öffnete, ein Moor, auf das nie ein Schatten fällt, durchzogen nur von einem Pfad, der sich in sanft alternierenden Biegungen aus dem Blick schlängelt. Kein Hauch bewegt die blaßgraue Luft. In der Ferne sickert hier und da ein sonnendurchflutetes Jenseits durch die Naht zwischen Himmel und Erde. Ein Herbstnachmittag anscheinend – sagen wir, später November. Der kleine schwarze Punkt, der sich langsam nähert, nimmt allmählich Gestalt an, ein Plan-

wagen, gezogen von einem schwarzen, gemächlich trotternden Gaul. Der Kutscher schreitet, die Peitsche schwingend, voraus. Er trägt einen schweren Mantel von heller Farbe, dessen Saum auf dem Boden schleift. Vielleicht ist er sogar guter Dinge, denn immer mal wieder singt er beim Gehen. Dann und wann dreht er sich um, wohl um in den Wagen zu schauen. Beim Näherkommen wirkt er jung, er hebt den Kopf und lächelt.

Genug für heute, sagte Mr. Gast. Prägt euch diese Betrachtungen gut ein. Sie sind die Frucht lebenslanger Katzbuckelei und heimlichen Grolls. Ich mache sie euch zum Geschenk. Wenn man nach mir fragt, ich bin außer Haus. Ruft mich wie immer um sechs.

An dem, was er sagt, ist etwas dran, sagte George.

Männer, soviel du willst, sagte Teresa, aber Ideale wie die Affen.

Mr. Conaire kehrte zurück, beglückt, es so schnell hinter sich gebracht zu haben.

Ich hatte meine liebe Mühe, sagte er, aber ich hab's geschafft, ich hab's geschafft. Er fröstelte. Netter Nordpol hier, sagte er. Was möchten Sie trinken? Greifen Sie zu, aber schnell, ich spüre schon, wie mich die andere Hölle zurückruft.

George griff zu.

Auf Ihr Wohl, Sir, sagte er.

Trinken Sie, trinken Sie, sagte Mr. Conaire, keiner verdient es mehr als Sie. Und unser Dornröschen hier, ob es wohl geruht, mit uns anzustoßen?

Sie ist verheiratet, sagte George, und dreifache Mutter.

Pfui über Sie! rief Mr. Conaire. Solche Sachen zu sagen!

Du kriegst ein Port spendiert, sagte George.

Teresa kam hinter die Theke.

Wenn ich mir vorstelle, was das bedeutet, sagte Mr. Conaire. Das zerrissene Fleisch! Der schöne Schoß in Fetzen! Die Schreie! Das Blut! Der Schleim! Die Nachgeburt! Er hielt die Hand vor die Augen. Die Nachgeburt! stöhnte er.

Zum Wohl, sagte Teresa.

Trinken Sie, trinken Sie, sagte Mr. Conaire, beachten Sie mich nicht. Welche Abscheulichkeit! Welche Abscheulichkeit!

Er zog die Hand weg und sah, daß sie ihn anlächelten, als wäre er ein Kind.

Entschuldigung, sagte er, wenn ich an Frauen denke, denke ich an Jungfrauen, ich kann nicht anders. Sie haben da keine Haare, sie pinkeln nicht und kacken nicht.

Schweigen wir davon, sagte George.

Ich hielt Sie für eine Jungfrau, sagte Mr. Conaire. Darauf meinen Eid, ungelogen. Von der molligen Art allerdings, nett und stramm, reichlich Schwungmasse, ein Busen wie selten, Hinterteil noch besser, Schenkel -. Er brach ab. Sinnlos, sagte er und rührte sich nicht mehr.

Teresa ging zurück an ihre Arbeit.

Ich komme jetzt zum Zweck meines Besuchs, sagte Mr. Conaire. Kennen Sie zufällig einen Mann namens Camier?

Nein, sagte George.

Seltsam, sagte Mr. Conaire, da ich ihn hier treffen sollte, an diesem Ort, an diesem Nachmittag. Hier ist seine Karte.

George las:

F. X. CAMIER

Privatdetektiv

Ausbund an Diskretion

Ist mir neu, sagte George.

Klein und dick, sagte Mr. Conaire. Rotes Gesicht, schütteres Haar, Vierfachkinn, Spitzbauch, O-Beine, Schweinsäuglein.

Oben sind zwei, sagte George, vorhin hier aufgetaucht.

Wie sieht der andere aus? fragte Mr. Conaire.

Ein langer Dürrer mit Bart, sagte George. Konnte sich kaum auf den Beinen halten, niederträchtiger Blick.

Das ist er, rief Mr. Conaire, das sind sie! Laufen Sie hoch, geben Sie ihm Bescheid. Sagen Sie ihm, Mr. Conaire wartet im Foyer. Co-naire.

Die wollten nicht gestört werden, sagte George. Die

gehen auf Sie los, aber im Nu, das kann ich Ihnen sagen.

Hören Sie, sagte Mr. Conaire.

George hörte.

Ich kann es ja versuchen, sagte er.

Er ging los und kam postwendend zurück.

Sie schnarchen, sagte er.

Wecken Sie sie, sagte Mr. Conaire.

Die Flasche ist leer, sagte George, und sie liegen da –

Welche Flasche? fragte Mr. Conaire.

Sie haben eine Flasche Malt aufs Zimmer bestellt, sagte George.

O die Schweine, sagte Mr. Conaire.

Sie liegen Seite an Seite auf dem Fußboden, in ihren Kleidern, sagte George. Schnarchen Hand in Hand.

O die Schweine, sagte Mr. Conaire.

IV

Das Feld lag ausgebreitet vor ihnen. Auf ihm wuchs nichts, das heißt, nichts für Menschen Brauchbares. Auch war nicht auf den ersten Blick zu erkennen, was Tiere an ihm reizen konnte. Vögel mochten dort mal einen Wurm finden. Die struppige Fläche war eingefast von einer kränklichen Hecke aus alten Baumstümpfen und Brombeerdickicht, das vielleicht gut war für ein paar Brombeeren zur Brombeerzeit. Disteln und Nesseln, zur Not als Futter zu gebrauchen, teilten sich den Boden mit einem sauren Blaugras. Jenseits der Hecke lagen andere Felder, ähnlich anzusehen, eingefast von nicht weniger ähnlichen Hecken. Wie gelangte man von einem Feld zum anderen? Durch die Hecken vielleicht. Kapriziös beknabberte eine Ziege, auf den Hinterbeinen stehend, die Vorderläufe auf einen Stubben gestützt, die Brombeerranken auf der Suche nach den zarteren Dornen. Hin und wieder wandte sie sich verdrossen ab, lief ein paar wütende Schritte, blieb stehen, machte vielleicht einen kleinen Luftsprung und kehrte zur Hecke zurück. Würde sie so weitermachen, das ganze Feld umrunden? Oder vorher ermüden?

Eines Tages würde jemand verkaufen. Dann würden die Bauleute anrücken. Oder ein Priester mit dem

Weihwedel, und ein weiterer Acker würde zum Gottesacker. Wenn der Aufschwung kam.

Camier las in seinem Notizkalender. Er riß die kleinen Seiten heraus, wenn sie gelesen waren, zerknüllte sie und warf sie weg. Er beobachtet mich, sagte er, ohne ein Wort. Er zog einen großen Umschlag aus der Tasche, entnahm ihm das folgende und warf es weg: Knöpfe, zwei Prisen Kopf- oder Körperhaar, ein besticktes Taschentuch, eine Anzahl Schnürsenkel (seine Spezialität), eine Zahnbürste, ein rätselhaftes Stück Gummi, einen Sockenhalter, irgendwelches Zeug. Auch den Umschlag, nachdem er ihn geleert hatte, warf er weg. Ich könnte genauso gut in der Nase bohren, sagte er, so egal bin ich ihm. Er stand auf, getrieben von Skrupeln, die für ihn sprachen, und sammelte die zerknüllten Seiten ein, zumindest jene, die der leichte Morgenwind nicht weggeweht oder in einer Bodensenke oder hinter dem Distelgestrüpp versteckt hatte. Die solcherart wiedererlangten Seiten zerriß er und warf sie weg. So, sagte er, jetzt ist mir leichter. Er drehte sich zu Mercier um. Du sitzt doch nicht im nassen Gras, hoffe ich, sagte er.

Ich sitze auf meiner Hälfte unseres Mantels, sagte Mercier. Klee ist nichts dagegen.

Zu früh schon schön, sagte Camier. Schlechtes Zeichen.

Was macht das Wetter, fragte Mercier, da du es erwähnst?

Sieh doch selbst, sagte Camier.

Erzähl's mir lieber, sagte Mercier.

Ein schwacher blasser Fleck, sagte Camier, erscheint im Osten, die Sonne vermutlich. Zum Glück nur zeitweise, dank einem düsteren Gewirr aus Seetang, das sich von Westen her davorschiebt. Es ist kalt, aber es regnet noch nicht.

Setz dich, sagte Mercier. Ich weiß, du hast nicht mein fröstelndes Naturell, aber du sollst trotzdem von der Böschung profitieren. Übertreib's nicht, Camier. Kriegst du eine Lungenentzündung, stehe ich dumm da.

Camier setzte sich.

Schmiege dich an mich, sagte Mercier, warm und behaglich. Schau, mach's wie ich, wickel den Mantelschoß um deine Beine. So. Jetzt brauchen wir nur noch das hartgekochte Ei und die Brauseflasche.

Ich glaube, die Nässe kriecht mir die Kimme hoch, sagte Camier.

Solange keine runterkriecht, sagte Mercier.

Ich fürchte für meine Zyste, sagte Camier.

Was dir fehlt, sagte Mercier, ist ein Sinn für Proportion.

Ich sehe keine Verbindung, sagte Camier.

Genau, sagte Mercier. Nie siehst du die Verbindung. Wenn du um deine Zyste fürchtest, denk an deine Fistel. Wenn du um deine Fistel zitterst, denk an deinen Schanker. Diese Methode gilt gleichermaßen

ßen für das, was man Glück nennt. Nimm zum Beispiel einen, der rundum frei von Schmerzen ist, sowohl sein Körper als auch das andere Joch. Wo findet er Linderung? Nichts leichter als das. Beim Gedanken an die Auslöschung. Also komme, was wolle, die Natur gebietet uns zu lächeln, wenn nicht zu lachen. Und nun laß uns den Dingen gefaßt ins Auge schauen.

Nach einem kurzen Schweigen begann Camier zu lachen. Mercier war in der Folge ebenfalls erheitert. Dann lachten sie lange gemeinsam, hielten einander bei den Schultern, um nicht umzufallen.

Welch unschuldiges Vergnügen, sagte Camier schließlich.

Nun, du verstehst, was ich meine, sagte Mercier.

Bevor sie fortfuhren, fragten und erzählten sie sich, wie ihnen zumute war. Dann sagte Mercier:

Was genau haben wir beschlossen? Ich erinnere mich, daß wir uns geeinigt hatten, wie wir es übrigens am Ende immer tun, doch habe ich vergessen, worauf. Aber du mußt es wissen, denn es ist dein Plan, nicht wahr?, den wir zur Ausführung bringen.

Auch für mich, sagte Camier, sind gewisse Einzelheiten verblaßt und gewisse Feinheiten der Argumentation. Wenn du also Licht in die Sache bringen kannst, dann richte es lieber auf das, was wir tun werden, oder besser noch auf das, was zu tun wir versuchen werden, als darauf, warum zu tun wir es versuchen werden.

Ich bin bereit, alles zu versuchen, sagte Mercier, wenn ich denn weiß, was.

Nun, sagte Camier, die Vorstellung war, in die Stadt zurückzukehren, nach unserem Belieben, und dort so lange zu bleiben wie nötig.

Nötig wofür? fragte Mercier.

Um unsere Sachen aufzutreiben, sagte Camier, oder sie verloren zu geben.

Die betreffende Argumentation, sagte Mercier, muß fürwahr voller Feinheiten gewesen sein.

Obwohl ich's nicht beschwören kann, sagte Camier, scheint es so, daß uns so schien, daß der Rucksack insofern die Crux an der Sache ist, als er gewisse Dinge enthält oder enthielt, die wir nicht entbehren können.

Aber wir haben den ganzen Inhalt geprüft, sagte Mercier, und ausnahmslos für überflüssig erachtet.

Stimmt, sagte Camier, und unsere Auffassung davon, was überflüssig ist, kann sich seit gestern kaum geändert haben. Woher dann unsere Beunruhigung?

Tja, woher? fragte Mercier.

Wenn ich mich recht entsinne, sagte Camier, aus dem Gefühl, daß besagter Rucksack etwas enthält, wovon unser Seelenheil abhängt.

Aber wir wissen, daß dem nicht so ist, sagte Mercier.

Du kennst doch die leise flehende Stimme, sagte Camier, die uns ab und zu etwas von früheren Leben vorfaselt?

Ich verwechsle sie immer öfter, sagte Mercier, mit der, die mir einreden will, daß ich noch nicht tot bin. Aber ich verstehe, was du meinst.

Bei der Stimme, die seit vierundzwanzig Stunden unaufhörlich flüstert: Der Rucksack! Euer Rucksack! scheint es sich um ein ebensolches Organ zu handeln, sagte Camier. Das hat unser letztes Zwiegespräch ganz klar ergeben.

Ich kann mich an nichts derartiges erinnern, sagte Mercier.

Und auch die Notwendigkeit, sagte Camier, daß wir ihn, wenn nicht finden, so doch zumindest suchen müssen, auch das Fahrrad, auch den Schirm.

Ich sehe nicht, warum, sagte Mercier. Warum nicht nur den Rucksack, da wir uns nur um den Rucksack sorgen?

Auch ich sehe nicht, warum, sagte Camier, warum genau. Ich weiß nur, daß wir gestern genau gesehen haben, warum.

Wenn mir der Grund abhanden kommt, sagte Mercier, wird mir unwohl.

Hier machte sich Camier vor Lachen in die Hose, doch nur er allein.

Mercier stimmt nicht ein in Camiers Lachen? fragte Camier.

Nicht nur diesmal nicht, sagte Mercier.

Das Ding, das wir zu brauchen meinen, sagte Camier, das wir besaßen und nun nicht mehr, vermuten

wir im Rucksack, da er ein Behältnis ist. Bei genauem Nachdenken aber ist durch nichts bewiesen, daß es nicht im Schirm steckt oder nicht irgendwie am Fahrrad befestigt ist. Wir wissen nur, daß wir es einmal hatten und jetzt nicht mehr. Und selbst das wissen wir nicht sicher.

Stütz dich auf Prämissen, wenn du willst, sagte Mercier.

Dann läuft es auf etwas Unbekanntes hinaus, sagte Camier, welches nicht nur nicht notwendigerweise im Rucksack steckt, sondern vielleicht überhaupt kein Rucksack dieser Art enthalten kann, das Fahrrad selbst zum Beispiel oder den Schirm oder beides. Aber an welchen Anzeichen sollen wir die Wahrheit erkennen? An einem gesteigerten Gefühl des Wohlbefindens? Unwahrscheinlich.

Letzte Nacht hatte ich einen seltsamen Traum, sagte Mercier, ich war mit meiner Großmutter im Wald, sie war –

Äußerst unwahrscheinlich, sagte Camier. Nein, eher vielleicht an einem graduellen Gefühl der Erleichterung, das sich im Lauf der Zeit entwickelt und seinen Höhepunkt vierzehn Tage oder drei Wochen später erreicht, ohne daß wir genau wissen, worauf es zurückzuführen ist. Ein Beispiel für Glück im Stande der Unwissenheit, für das Glück, etwas Wesentliches wiedergefunden zu haben, ohne zu wissen, worin es besteht.

Sie hielt ihre Brüste in den Händen, sagte Mercier, die Warzen zwischen Daumen und Zeigefinger. Aber unglücklicherweise –

Camier geriet in Wut, das heißt, in eine vorge-täuschte Wut, denn in eine wirkliche Wut auf Mercier vermochte Camier nicht zu geraten. Ersterer saß offenen Mundes da. Tröpfchen ungewisser Herkunft glitzerten im grauen Gestrüpp seines Barts. Seine Finger nestelten an der großen, knochigen Nase, deren rote Haut bis zum Bersten gespannt war, drangen verstohlen in die schwarzen Löcher vor, spreizten sich, um sich die gefurchten Wangen hinabzutasten, und begannen von vorn. Seine aschfarbenen Augen starrten entgeistert ins Leere. Die Stirn, gezeichnet von tiefen, flügelförmigen Falten, weniger infolge Denkens als vielmehr chronischen Staunens, diese Stirn war vielleicht, alles in allem betrachtet, der am wenigsten groteske Zug seines grotesken Hauptes. Überrascht wurde sie von einer unglaublich zerzausten Masse schmutzigen Haars in allen flachs- bis schneefarbenen Tönen. Die Ohren – nein.

Mercier hatte wenig zu seinen Gunsten vorzubringen.

Ich soll es dir erklären, sagte Camier, ich tue es, und du hörst mir nicht zu.

Das liegt an dem Traum, der mich wieder überkam, sagte Mercier.

Ja, sagte Camier. Statt aufzupassen, erzählst du

deine Träume. Und doch kennst du unsere Abmachung: Kein Erzählen von Träumen, unter keinen Umständen. Dasselbe gilt für Zitate. Träume und Zitate um keinen Preis. Er stand auf. Fühlst du dich stark genug zum Aufbrechen? fragte er.

Nein, sagte Mercier.

Camier holt dir zu essen, sagte Camier.

Geh schon, sagte Mercier.

Getragen von seinen stämmigen, kurzen, krummen Beinen, lief er in kürzester Zeit zum Dorf, dabei schwungvoll elegant von der Hüfte aufwärts – ein Kunststück. Mercier, allein im Windschatten der Böschung, schwankte zwischen zwei gewohnten Arten, sich anzulehnen, ohne zu wissen, in welche Richtung er fallen sollte. War das Ergebnis nicht einerlei? Am Ende sagte er sich, ich bin Mercier, allein, krank, in Kälte und Nässe, alt und halbirre, kann nicht vor, kann nicht zurück. Er beäugte kurz, mit Wehmut, den gräßlichen Himmel, die abscheuliche Erde. In deinem Alter, sagte er. Auch ein Kunststück. Egal.

Ich war schon im Gehen, sagte Mr. Conaire, bar jeder Hoffnung.

George, sagte Camier, fünf Sandwiches bitte, vier eingewickelt und eins lose. Sie sehen, sagte er launig zu Mr. Conaire gewandt, ich denke an alles. Denn das eine, das ich hier esse, gibt mir die Kraft, mit den vier anderen zurückzulaufen.

Sophisterei, sagte Mr. Conaire. Sie gehen mit Ihren

fünf eingewickelten los, fühlen sich schwach, wickeln sie aus, nehmen eins, essen es, stärken sich, laufen mit den restlichen weiter.

Anstelle einer Antwort begann Camier zu essen.

Sie verwöhnen ihn, sagte Mr. Conaire. Gestern Kuchen, heute Sandwich, morgen Brotkanten und Donnerstag Steine.

Senf, sagte Camier.

Bevor Sie mich gestern verließen, sagte Mr. Conaire, wegen Ihrer Angelegenheit auf Leben und Tod, hatten Sie veranlaßt, mich hier zu treffen, an diesem Ort, an selbigem Nachmittag. Ich stelle mich ein, mit meiner unerschütterlichen Pünktlichkeit, fragen Sie George, in welchem Zustand. Ich warte. Allmählich befallen mich Zweifel. Habe ich mich im Ort geirrt? Im Tag? In der Stunde? Ich vertraue mich dem Barman an und erfahre, Sie sind irgendwo im Obergeschoß, mit Ihrem Kumpan, schon längere Zeit, doch, was mehr ist, Sie beide versunken in trunkenen Stupor. Ich verweise auf die Dringlichkeit meines Anliegens und bitte darum, Sie wecken zu lassen. Ausgeschlossen. Sie dürften nicht gestört werden, unter keinen Umständen. Sie locken mich also an diesen Ort und sorgen dafür, daß ich Sie verfehle. Ich erhalte Ratschläge. Warten Sie hier, sie kommen bald herunter. Schwach geworden, bleibe ich und warte. Aber kommen Sie herunter? Pah! Ich wage einen neuen Vorstoß. Wecken Sie ihn, sagen Sie ihm, Mr. Conaire wartet

unten. Welch Ansinnen! Die Wünsche der Gäste sind uns heilig. Ich versuche es mit Drohungen, man lacht mir ins Gesicht. Ich beharre mit Nachdruck. Mit Gewalt. Man verstellt mir den Weg. Mit List, indem ich die Treppe hinaufschleiche. Man holt mich zurück. Ich sinke in die Knie. Allgemeine Heiterkeit. Man überredet mich zu trinken, zum Essen zu bleiben, über Nacht zu bleiben. Am Morgen werde ich Sie sehen. Man wird mir sofort Bescheid geben, wenn Sie herunterkommen. Die Gaststube füllt sich. Landarbeiter, Reisende. Ich übertreibe es mit dem Trinken. Auf einem Sofa komme ich zu mir. Es ist sieben Uhr morgens. Sie sind schon weg. Warum wurde mir nichts mitgeteilt? Keiner wußte Bescheid. Wann sind Sie gegangen? Keiner weiß es. Werden Sie zurückerwartet? Keiner weiß es.

Camier hob einen imaginären Humpen, mit gekrümmten Fingern, um das Gemeinte zu verdeutlichen. Den realen Humpen leerte er langsam in einem Zug, dann griff er nach seinem Paket und ging zur Tür. Dort drehte er sich um.

Mr. Conaire, sagte er, ich bitte um Entschuldigung. Es gab gestern einen Moment, da waren Sie in meinen Gedanken sehr präsent. Dann plötzlich Pff! nicht mehr. Völlig aus ihnen verschwunden. Als hätten Sie nie existiert, Mr. Conaire. Nein, das stimmt nicht, als hätten Sie aufgehört zu existieren. Nein, das stimmt auch nicht, als existierten Sie ohne mein Wissen.

Fassen Sie, was ich sage, nicht als Bosheit auf, Mr. Conaire, Sie zu kränken liegt mir fern. Die Wahrheit ist, ich sah meine Arbeit plötzlich beendet, ich meine die Arbeit, für die ich berühmt bin, und daß es ein Fehler war zu glauben, Sie könnten hier mit mir zusammentreffen, und sei es nur für einen Moment. Ich erneuere meine Bitte um Entschuldigung, Mr. Conaire, und empfehle mich.

Und meine Hündin? rief Mr. Conaire.

Ihr alter Liebling, sagte Camier. Sie vermissen ihn. Für die Wiedererlangung würden Sie teuer bezahlen, was man so als teuer bezeichnet. Sie sind fein raus und wissen es nicht.

Er ging. Mr. Conaire war drauf und dran, ihm zu folgen. Doch er hatte seine Notdurft zu lange unterdrückt. Auf dem Rückweg vom Hof ging er zum Ausgang und blickte hinaus auf die Straße, dann kehrte er in die Gaststube zurück, wo ihn eine solche Trauer überkam, daß er neuen Gin bestellte.

Meine kleine Hündin! jammerte er.

Kommen Sie, sagte George, wir besorgen Ihnen eine neue.

Queenie! jammerte Mr. Conaire. Ihr Lächeln war fast menschlich!

Wieder eine aus dem Weg, mit etwas Glück.

Mr. Gast war nirgends zu sehen, und das aus gutem Grund, denn er suchte Schneeglöckchen in einem kleinen Wäldchen, Schneeglöckchen für Patricks Gebinde.

Blase, blase, böser Wind.

Auch Teresa war nirgends zu sehen, ohne Bedauern sei es gesagt, Teresa war nirgends zu sehen.

Mercier wollte nicht essen. Doch Camier zwang ihn.

Du siehst grün aus, sagte Camier.

Ich glaube, ich muß kotzen, sagte Mercier.

Er hatte sich nicht geirrt. Camier hielt ihn fest.

Ohne das fühlst du dich besser, sagte Camier.

Und tatsächlich, nach und nach wurde ihm besser, besser jedenfalls als vor dem Kotzen.

Schuld sind die dunklen Gedanken, sagte Mercier, die ich seit deinem Weggang in mir wälze. Ich glaubte gar, du hättest mich verlassen.

Um den Regenmantel an dich zu verlieren? sagte Camier.

Es gibt allen Grund, mich zu verlassen, das weiß ich wohl, sagte Mercier. Er überlegte einen Moment. Man muß schon Camier sein, um Mercier nicht zu verlassen, sagte er.

Kannst du laufen? fragte Camier.

Ich werde laufen, keine Sorge, sagte Mercier. Er stand auf und machte ein paar Schritte. Wie findest du das? fragte er.

Der Regenmantel, sagte Camier, warum werfen wir ihn nicht weg? Wozu soll er gut sein?

Er zögert die Wirkung des Regens hinaus, sagte Mercier.

Ein Leichentuch, sagte Camier.

Da gehst du zu weit, sagte Mercier.

Willst du meine ehrliche Meinung? fragte Camier.
Der ihn anhat, ist nicht weniger zu bedauern, in physischer wie moralischer Hinsicht, als der, der ihn nicht anhat.

An dem, was du sagst, ist etwas dran, sagte Mercier.

Nachdenklich musterten sie den Regenmantel, der ausgebreitet am Fuß der Böschung lag. Er sah zerschunden aus. Fetzen karierten Futters, dessen spukhaftes Tartan einen herzerreißenden Anblick bot, hingen noch an den Schultern. Ein blasseres Gelb markierte die Stellen, wo die Nässe noch nicht durchgedrungen war.

Verschwinden wir von hier, sagte Camier.

Wollen wir ihn nicht wegwerfen? fragte Mercier.

Laß ihn liegen, wo er ist, sagte Camier. Keine unnütze Mühe.

Ich hätte ihn gern versetzt, sagte Mercier.

Laß ihn da liegen, sagte Camier. Bald wird keine Spur von uns mehr existierten. Unter der Einwirkung der Sonne wird er vergehen wie totes Laub.

Wir könnten ihn begraben, sagte Mercier.

Werd nicht sentimental, sagte Camier.

Sonst kommt jemand und nimmt ihn, sagte Mercier.
Irgendein verlauster Unmensch.

Was kümmert's uns? sagte Camier.

Stimmt, sagte Mercier. Aber trotzdem.

Camier ging los. Nach einer Weile holte Mercier ihn ein.

Du kannst dich auf mich stützen, sagte Camier.

Jetzt nicht, jetzt nicht, sagte Mercier gereizt.

Warum siehst du dich ständig um? fragte Camier.

Er hat sich bewegt, sagte Mercier.

Um zu winken, sagte Camier.

Wir haben nicht zufällig etwas in den Taschen gelassen? fragte Mercier.

Gelochte Fahrkarten aller Art, sagte Camier. Abgebrannte Streichhölzer, herausgerissene Zeitungsränder mit den verblaßten Spuren alter Verabredungen, das klassische letzte Zehntel eines stumpfen Bleistifts, Knäuel schmutzigen Klopapiers, ein paar poröse Kondome, Staub. Kurz, das Leben.

Nichts, was wir noch brauchen? fragte Mercier.

Hast du nicht gehört, was ich sagte? fragte Camier. Das Leben.

Schweigend liefen sie ein Stück Wegs, wie sie es hin und wieder zu tun pflegten.

Wir brauchen zehn Tage, notfalls, sagte Camier.

Keine Bahnfahrten mehr? fragte Mercier.

Was wir suchen, muß nicht hinter den sieben Bergen liegen, sagte Camier. Unsere Lösung sei also –

Suchen? fragte Mercier.

Wir wandern nicht aus Liebe zum Wandern, soviel ich weiß, sagte Camier. Wir mögen Idioten sein, aber solche auch wieder nicht. Er maß Mercier mit kaltem

Blick. Würge nicht, sagte er. Wenn du was zu sagen hast, spuck es aus.

Ich wollte etwas sagen, sagte Mercier, aber ich behalte es lieber für mich.

Egoistisches Schwein, sagte Camier.

Nur weiter so, sagte Mercier.

Wo war ich stehengeblieben? fragte Camier.

Unsere Losung sei, sagte Mercier.

Ach ja, sagte Camier, lente, lente, mit Umsicht und mit Abschweifungen nach rechts und links und plötzlichen Kehrtwendungen natürlich. Auch sollten wir nicht zögern, haltzumachen, für Tage oder gar Wochen. Das ganze Leben liegt vor uns, also der ganze traurige Rest.

Wie ist das Wetter jetzt? fragte Mercier. Wenn ich hochsehe, falle ich hin.

So wie immer, sagte Camier, mit dem kleinen Unterschied, daß wir uns langsam dran gewöhnen.

Mir war, als spürte ich Tropfen im Gesicht, sagte Mercier.

Kopf hoch, sagte Camier, wir nähern uns der Station der Verdammten, ich sehe schon den Turm.

Gott sei gepriesen, sagte Mercier, jetzt können wir ausruhen.

Zusammenfassung der zwei vorigen Kapitel

III

Der Zug.

Madden-Intermezzo I.

Der Bummelzug.

Madden-Intermezzo, Schluß.

Das Dorf.

Das Gasthaus.

Mr. Gast.

Das Vieh auf den Straßen.

Die Bauern.

Merciers Traum.

Die Reise in Gefahr.

Camiers Geistesgegenwart.

Patricks Krankheit.

Mercier und Camier gehen nach oben.

Mr. Graves.

Patricks Tod.

Seine vorletzten Worte.

Conaire-Intermezzo I.

Mr. Gast referiert über den Gast.

Mr. Gasts Vision.

Conaire-Intermezzo II.

Mercier und Camier schlafen.

IV

Nächster Tag.

Das Feld.

Die Ziege.

Die Morgendämmerung.

Mercier und Camier lachen.

Mercier und Camier beraten.

Camier lacht allein.

Merciers Gesicht.

Camier geht weg.

Mercier allein.

Das Gasthaus.

Conaire-Intermezzo, Schluß.

Die Schneeglöckchen.

Mercier ißt und kotzt.

Der Regenmantel.

Sie ziehen weiter.

Der Turm der Verdammten.

V

Endlich kam der Tag, da waren sie hallo! wieder in der Stadt, erst die Vororte, dann das Zentrum. Sie hatten das Zeitgefühl verloren, aber alles deutete auf den Tag des Herrn oder einen Ruhetag – die Straßen, die Geräusche, die Passanten. Es wurde gerade dunkel. Sie liefen im Zentrum herum, ohne zu wissen, wohin. Schließlich, auf Merciers Vorschlag, der offenbar als Lotse an der Reihe war, gingen sie zu Helen. Sie lag im Bett, ein wenig unpäßlich, stand aber dennoch auf und ließ sie ein, nicht ohne vorher hinter der Tür Wer da? gerufen zu haben. Sie erzählten ihr alle Neuigkeiten, von ihren zerschlagenen und zugleich verlorenen Hoffnungen, und schilderten ihr, wie sie von dem Stier gejagt worden waren. Sie verließ das Zimmer und kehrte mit dem Schirm zurück. Camier befaßte sich ausführlich mit ihm. Aber er ist prima in Schuß, sagte er, ganz prima. Ich habe ihn geflickt, sagte Helen. Vielleicht sogar noch besser als vorher, falls das möglich ist, sagte Camier. Falls das möglich ist, vielleicht, sagte Helen. Er öffnet sich wie geschmiert, sagte Camier. Und wenn ich – klick! – den Verschuß loslasse, fällt er von allein in sich zusammen. Ich öffne, ich schließe, eins, zwei, klick, schnapp, klick, schn-. Laß gut sein, sagte Mercier,

sonst machst du ihn gleich wieder kaputt. Ich bin ein wenig unpäßlich, sagte Helen. Ein besseres Omen gibt es nicht, sagte Camier. Aber der Rucksack war nirgends zu sehen. Ich vermissen den Papagei, sagte Mercier. Den habe ich aufs Land geschafft, sagte Helen. Sie verbrachten eine für sie friedliche Nacht, ohne Ausschweifungen irgendwelcher Art. Den ganzen nächsten Tag blieben sie im Hause. Da sich der Tag hinzog, manstuprierten sie verhalten, ohne sich zu verausgaben. Vor dem lodernden Kaminfeuer, im Zwielficht der Lampe und des bleiernen Tages, räkelteten sie sich zärtlich, die nackten Leiber ineinandergeschlungen, auf dem Teppich und befigerten und liebkosten sich mit dem trägen Feingefühl blumenordnender Hände, während der Regen gegen die Scheiben prasselte. Wie schön muß das gewesen sein! Gegen Abend besorgte Helen ein paar Flaschen erlesenen Weins, und sie versanken zufrieden im Schlaf. Weniger standhafte Männer hätten der Verlockung, liegenzubleiben, vielleicht nicht widerstanden, Aber der folgende Nachmittag fand sie wieder auf der Straße, einzig erfüllt vom Gedanken an ihr selbstgestecktes Ziel. Nur noch ein paar weitere Stunden bis zum Abend, und es würde dunkeln, nur noch paar bleierne Stunden, also galt es keine Zeit zu verlieren. Doch selbst totale Finsternis, total bis auf die Laterne, war weit davon entfernt, ihre Suche zu behindern, und konnte sie nur befördern, alles in allem

genommen. Denn das Viertel, dem sie nun zustreben wollten und zu dem sie den Weg kaum kannten, würde bei Dunkelheit leichter für sie zu erreichen sein als bei Tag, da sie das eine Mal, daß sie dorthin gefunden hatten, das eine und einzige Mal, nicht am Tag, sondern am Abend dorthin gelangt waren, bei Anbruch der Dunkelheit. Also betraten sie eine Kneipe, denn es sind die Kneipen, in denen sich die Merciers dieser Welt und auch die Camiers am wenigsten dabei langweilen, die Dunkelheit abzuwarten. Dafür hatten sie noch einen weiteren, wenn auch weniger gewichtigen Grund, nämlich den Vorteil, der sich, auch auf geistiger Ebene, aus dem möglichst vollständigen Eintauchen in eben die Atmosphäre gewinnen ließ, die ihre ersten Schritte so sehr aus dem Takt gebracht hatte. Sie gingen daher unverzüglich zu Werke. Für uns steht zuviel auf dem Spiel, sagte Camier, als daß wir die elementaren Vorsichtsmaßnahmen vernachlässigen dürften. So trafen sie zwei Vögel mit einem einzigen Stein – oder gar drei. Denn sie nutzten die Wartezeit für sich, um freimütig über dies und das zu reden, mit großem Gewinn für sie selbst. Reden doch die Merciers dieses himmlischen Planeten und auch die Camiers gerade in den Kneipen mit der allergrößten Freimütigkeit und dem allergrößten Gewinn. Am Ende wurden ihre Einverständnisse in einer großen Erleuchtung gebadet, die insbesondere die folgenden Thesen zeitigte:

1. Der Geldmangel ist ein Übel. Aber er kann sich zum Guten wenden.
2. Was weg ist, ist weg.
3. Das Fahrrad ist eine großartige Sache. Aber bei falscher Bedienung kann es tückisch werden.
4. Wenn man ganz am Ende ist, bekommen die Gedanken Nahrung.
5. Es gibt zwei Arten von Bedürfnissen: das Bedürfnis, das man hat, und das Bedürfnis, es zu haben.
6. Die Eingebung verführt zu allerlei Dummheiten.
7. Das, was die Seele auskotzt, ist nie verloren.
8. Taschen, deren letzte Reserven täglich schwinden, reichen aus, den stärksten Willen zu brechen.
9. Die Männerhose hat sich festgefahren, besonders der Hosenstall. Dieser sollte in den Schritt verlegt werden und aufklappbar sein, damit die Hoden unabhängig vom elenden Geschäft der Miktion und ohne Aufsehen zu erregen, an der Luft sein können. Die Unterhosen müßten natürlich entsprechend verändert werden.
10. Entgegen einer verbreiteten Auffassung gibt es Orte in der Natur, die von Gott verlassen sein dürften.
11. Was würde man ohne Frauen anfangen? Andere Kanäle erkunden.
12. Seele: auch nur ein Pfui-Wort.
13. Was gibt es über das Leben zu sagen, was noch nicht gesagt wurde? Vielerlei. Daß sein Arsch ein schlechter Schütze ist, zum Beispiel.

Diese Erleuchtungen machten sie nicht blind für das Ziel, das sie vor Augen hatten. Das erschien ihnen jedoch, während die Zeit verging, mit stetig wachsender Klarheit als eines, das mit Ruhe und Gelassenheit zu verfolgen war. Und da sie gerade noch ruhig und gelassen genug waren, um zu begreifen, daß sie es nicht mehr waren, gelangten sie ohne weiteres zu dem glückhaften Entschluß, alles Tun auf den nächsten Tag oder gar, falls nötig, den übernächsten zu verschieben. So kehrten sie denn bestens gelaunt zu Helens Behausung zurück und versanken ohne weitere Umstände im Schlaf. Und selbst am folgenden Morgen entsagten sie den übermütigen Späßen feuchter Vormittage, so sehr waren sie darauf bedacht, für die kommenden Bewährungsproben gewappnet zu sein.

Es läutete Mittag, als sie das Haus verließen. Im Vorbau blieben sie stehen.

Welch schöner Regenbogen, sagte Camier.

Der Schirm, sagte Mercier.

Sie wechselten einen Blick. Camier verschwand die Treppe hinauf. Als er zurückkehrte, mit dem Schirm, sagte Mercier:

Du hast lange gebraucht.

Ach, weißt du, sagte Camier, man tut, was man kann. Müssen wir ihn aufspannen?

Mercier prüfte den Himmel.

Was meinst du? fragte er.

Camier verließ den Vorbau und unterzog den Himmel einer gründlichen Musterung, indem er sich auf keltische Art nach Norden, nach Osten, nach Süden und schließlich nach Westen wandte, in dieser Reihenfolge.

Nun? fragte Mercier.

Dräng mich nicht, sagte Camier.

Er lief vor bis zum Straßenrand, um die Gefahr eines Irrtums zu vermindern. Schließlich floh er in den Vorbau zurück und präsentierte seine wohlüberlegte Meinung.

An unserer Stelle täte ich's lieber nicht, sagte er.

Und darf man fragen, warum nicht? fragte Mercier. Es gießt in Strömen, wenn ich meinen Augen trauen soll. Merkst du nicht, wie naß du bist?

Du wärest also geneigt, ihn aufzuspannen? fragte Camier.

Das ist nicht gesagt, sagte Mercier. Ich frage mich nur, wann wir ihn aufspannen werden, wenn nicht jetzt.

Für den unvoreingenommenen Blick handelte es sich weniger um einen Regenschirm als um einen Sonnenschirm. Seine Länge von der Spitze bis zu den Enden der Rippen oder Speichen betrug nur ein Viertel der gesamten Länge. Der Stock endete in einem Bernsteinknauf mit Quaste. Die Farbe des Stoffs war rot oder ehemals rot und an manchen Stellen sogar noch erhalten. Fetzen einer Fransenborte zierten den Saum in unregelmäßigen Intervallen.

Schau ihn dir an, sagte Camier. Nimm ihn in die Hand. Na los, nimm ihn, er beißt nicht.

Geh mir vom Leibe! rief Mercier.

Wo kommt der überhaupt her? fragte Camier.

Ich habe ihn bei Khan gekauft, sagte Mercier, im Wissen, daß wir nur einen einzigen Regenmantel hatten. Er verlangte einen Shilling, ich bekam ihn für acht Pence. Fast hätte er mich umarmt.

Der muß von etwa 1900 sein, sagte Camier. Dem Jahr von Ladysmith am Klip, glaube ich. Weißt du noch? Wolkenloser Himmel. Täglich Gartenpartys. Das Leben lag strahlend vor uns. Keine Hoffnung war zu hochgesteckt. Wir spielten die Belagerten. Wir starben wie die Fliegen. Vor Hunger. Vor Kälte. Vor Durst. Vor Hitze. Peng! Peng! Die letzten Patronen. Ergibt euch! Niemals! Wir fressen unsere Toten. Wir saufen unsere Pisse. Peng! Peng! Zwei Schuß, die wir noch fanden. Aber was hören wir da? Geschrei vom Wachturm! Staubwolken am Horizont! Endlich Entsatz! Unsere Zungen sind schwarz. Hurra wird trotzdem gebrüllt. Rah! Rah! Gekrächze wie von Krähen. Ein Quartiermeister stirbt vor Freude. Wir sind gerettet. Das Jahrhundert war zwei Monate alt.

Und schau es dir jetzt an, sagte Mercier.

Es folgte eine Stille, die Camier als erster durchbrach.

Also, sagte er, spannen wir ihn auf, oder warten wir, bis sich das Wetter verschlechtert?

Mercier erforschte den unerforschlichen Himmel.
Geh, sagte er, und schau nach, was du davon hältst.
Camier ging erneut zum Straßenrand. Nach seiner
Rückkehr sagte er:

Da ist vielleicht eine kleine Aufhellung hinter dem
Horizont. Möchtest du, daß ich aufs Dach steige?

Mercier konzentrierte sich. Schließlich rief er impulsiv:

Spannen wir ihn auf und hoffen wir aufs Beste.

Doch Camier konnte ihn nicht aufspannen.

Gib her, sagte Mercier.

Doch auch Mercier konnte es nicht. Er schwenkte
den Schirm über dem Kopf, aber besann sich im letzten
Moment.

Was haben wir Gott nur angetan? fragte er.

Ihn gelegnet, sagte Camier.

Erzähl mir nicht, daß er so nachtragend ist, sagte
Mercier.

Camier nahm den Schirm und verschwand die
Treppe hinauf.

Kaum allein, lief Mercier los. Sein Weg kreuzte, zu
einem bestimmten Zeitpunkt, den eines alten Mannes
von sonderbarer und elender Gestalt, der etwas unter
dem Arm trug, das aussah wie ein zusammengeklapp-
tes Brett. Mercier kam es vor, als hätte er ihn irgendwo
einmal gesehen, und im Weitergehen fragte er sich, wo
dieses Irgendwo gewesen sein mochte. Auch der Alte,
dem die Gelegenheit, sich über das Vorbeigehen Mer-

ciers zu wundern, nicht entgangen war, blieb mit dem Anblick einer Vogelscheuche zurück, die er schon einmal irgendwo gesehen hatte, und befaßte sich ein Stück Wegs mit der Überlegung, unter welchen Umständen. Mit Schritten, so bemüht wie das vergebliche Nachdenken der beiden, entfernten sie sich voneinander. Aber schon die geringste Kleinigkeit bringt die Merciers dieser Welt zum Stillstand, ein anschwellendes, dann verstummendes Getuschel, eine Stimme, die sagt: Wie wundersam des Tages Herbstlichkeit, ganz gleich, zu welcher Jahreszeit. Ein neuer Anfang, doch ohne Leben darin, woher auch? Ausgeprägter in der Stadt als auf dem Land, aber auch auf dem Land, wo der Bauer langsam durch die leeren Weiten zu irren scheint, so ziellos, daß ihn die Nacht gewiß im Nirgends überfällt, weitab vom Dorf, die Heimstatt nicht in Sicht. Da bleibt keine Zeit, und doch, wie zieht sie sich hin. Selbst die Blüten schließen mit Verspätung, und eine Art von Panik erfaßt die matten Flügel. Der Sperber stößt immer zu früh herab, die Krähen steigen von den Brachen auf, wenn es noch hell ist, und finden sich an ihren Sammelplätzen ein, um dort zu krächzen und zu zanken, bis es Nacht wird. Dann, zu spät, hetzen sie erneut zum Aufbruch. Der Tag vergeht, lang bevor er endet, der Mensch will niedersinken, lange vor der Schlafenszeit. Doch kein einziges Wort, der Abend ist ganz Fieber, ein hastendes Hin und Her – vergeblich. So kurz der Tag, daß er

nicht den Anfang lohnt, zu lang für sie, ihn nicht dennoch zu beginnen, in dieser Spanne ist der Mensch gefangen, so grausam wie Balue in seinem Käfig. Frag einen Passanten nach der Uhrzeit, er wirft sie dir über die Schulter zu, auf gut Glück, und eilt weiter. Aber du darfst guten Mutes sein, der ist nicht verkehrt, der alle paar Minuten seine Uhr befragt, sie nach der astronomischen Normaluhr stellt, sorgsam kalkuliert und überlegt, wie er das alles schaffen soll, was er zu tun hat, bevor der ewig lange Tag zu Ende geht. Oder er ruft mit wütend entnervter Geste die Stunde auf, die er fürchtet, die Stunde, die es immer war und immer sein wird, die Stunde, die die Schönheiten des Zu Spät mit den Reizen des Zu Früh vereint, die Stunde des Nimmer! ohne das Mehr eines noch schrecklicheren Raben. Aber den ganzen Tag, der ist, wie er ist, vom ersten Tick bis zum letzten Tack oder besser vom dritten bis zum vorvorletzten die Zeit zumessend, die es braucht, das Tamtam im Inneren, dich zurück in den Traum und wieder herauszutrommeln. Und währenddessen werden alle gehört, jedes Hirsekorn, das fällt, du schaust dich um, und da bist du, jeden Tag ein bißchen näher dran, das ganze Leben lang ein bißchen näher dran. Freuden salzlöffelweise, wie Wasser, wenn es der Durst ist, an dem du stirbst, und ein hübscher kleiner, homöopathisch destillierter Todeskampf, was willst du mehr? Ein Herz in der Herzkammer? Komm schon! Aber frag im Gegenteil den Passanten nach

dem Weg, und er wird dich bei der Hand nehmen und führen, vorbei an den schönen Flecken des Geheges zum wahren Ort. Das ist ein großes, graues Haus wie eine Kaserne, unvollendet, unvollendbar, mit zwei Toren, eins für die, die kommen, eins für die, die gehen, und Fenstern, aus denen Gesichter schauen. Um so dümmer du, der du gefragt hast.

Merciers Hand ließ das Geländer los, an das diese Windbö sie fixiert hatte. Aber er war nicht weit gekommen, als er wieder stehenblieb, um einen zerlumpten Alten zu beobachten, der, neben einem Esel her trotzend, langsam näherkam. Letzterer, ungezäumt, vollführte mit Toppelschritten seinen anmutig störrischen Lauf am Bordstein entlang, unbeirrbar, außer um ein geparktes Fahrzeug oder eine Gruppe Straßenkinder zu umrunden, die Murmeln spielend in der Gosse hockten. Der Mann lief auf der Straße, zwischen der grauen Eselsflanke und den feindlichen Autos. Den Blick hoben sie nur, wenn es galt, drohende Gefahren abzuschätzen. Keine äußere Einwirkung wird diese Harmonie jemals destabilisieren, sagte sich Mercier, womit er ein weiteres Mal enttäuschte. Vielleicht überstieg sie seine Kräfte, diese Trennung von Camier zu so düsterer Stunde. Zugegebenermaßen kostete es Anstrengung, mit Camier zusammenzusein, nicht weniger als die, die es kostete, mit Mercier zusammenzusein, aber weniger als die Schrecken des Monologisierens. Doch nun setzt er seinen Weg fort, die Stimme ist verstummt,

das Schlimmste an der Begegnung mit dem Mann und dem Esel hat er überstanden, sein Inneres wird wieder von dem gnädigen Nebel erfüllt, der das Beste ist, was er kennt, und er ist bereit für die lange Strecke, die noch vor ihm liegt. Seine dunkle Gestalt bewegt sich weiter, dicht am Geländer entlang, im Schatten immergrüner Pflanzen, die Gott weiß wie heißen, Stechpalmen vielleicht, wenn das Wort Schatten für ein Licht gelten kann, das kaum weniger bleiern ist als das des nahegelegenen Sumpflands. Sein Jackenkragen ist hochgeschlagen, seine rechte Hand steckt im linken Ärmel und umgekehrt, beide ruhen in seniler Schlaffheit ruckelnd auf seinem Bauch. Hin und wieder, wie durch wogenden Seetang hindurch, sieht er einen Fuß, der sich über eine Gehwegplatte schleppt. Schwere Ketten, aufgehängt zwischen kleinen Steinsäulen, säumen als massige Girlanden den Fußweg am Straßenrand. Einmal in Bewegung versetzt, schaukeln sie immer weiter, stetig oder in schlangengleichen Windungen. Hierher kam Mercier zum Spielen, als er klein war. An den Ketten entlangrennend, setzte er sie in Bewegung, eine nach der anderen, mit einem Stock, dann drehte er sich um und schaute, wie das starke Schlenkern den Gehweg von einem Ende zum anderen erschütterte, bis es schien, als würde es nie mehr zur Ruhe kommen.

VI

Camier saß nahe der Tür an einem kleinen roten Tisch mit dicker Glasplatte. Zu seiner Linken mokierten sich Fremde über ebensolche Fremde, während zur Rechten in gedämpften Tönen vom Interesse der Jesuiten an weltlichen Dingen die Rede war. In diesem oder ähnlichem Zusammenhang wurde ein Zeitungsartikel zum Thema der künstlichen Besamung zitiert, der, kürzlich in irgendeinem Kirchenblatt gedruckt, zu schlußfolgern schien, daß Sünde vorliege, sobald Sperma nichtehelichen Ursprungs sei. Aus diesem klerikalen Beischlafproblem erwuchs eine Debatte, an der sich mehrere Stimmen beteiligten.

Wechselt das Thema, sagte Camier, oder ich zeige euch beim Erzbischof an. Ihr bringt mich auf Gedanken.

Er konnte nicht klar erkennen, was vor ihm lag, alle Umrisse verschwammen in der rauchgeschwängerten Luft. Hier und da durchstieß eine nicht zu erwidernde Geste den Dunstvorhang, komplettiert durch die unvermeidliche Pfeife, den Spitzhut, Fragmente unterer Gliedmaßen, vorzugsweise Füße, die sich von einem Qualzustand in den nächsten scharrten und zappelten, als wären sie der Sitz der Seele. Aber hinter sich hatte

er die starre alte Wand, nackt und kahl, er spürte sie im Rücken, drückte den Hinterkopf dagegen und rieb sich an ihr. Wenn Mercier kommt, sagte er sich, und er kommt bestimmt, ich kenne meinen Mercier, wo wird er sich hinsetzen? Hier an diesen Tisch? Das Problem beschäftigte ihn eine Weile. Nein, entschied er schließlich, das durfte er nicht, das konnte er, Camier, nicht dulden, warum, wußte er nicht. Was dann? Um es besser in den Blick zu bekommen, nämlich das Was dann, da ihn Mercier nicht in dieser Ecke antreffen durfte, nahm Camier die Hände aus den Taschen und arrangierte sie vor sich auf dem Tisch zu einer gemütlichen kleinen Erhebung, auf der er sein Gesicht lagerte, erst behutsam, dann mit dem ganzen Gewicht seines Schädels. Und die Vision, in der Camier Mercier sah, bevor Mercier Camier sah, aufsprang und zur Tür eilte, ließ nicht lange auf sich warten. Endlich bist du da, ruft er, ich dachte, du hättest mich für immer verlassen, und er zieht ihn hinüber zur Theke oder tief hinein in die Kneipe, oder sie gehen zusammen hinaus, obwohl das kaum zu erwarten ist. Denn Mercier ist müde, er braucht Ruhe und Erfrischung, bevor es mit ihm weitergeht, und hat Dinge zu berichten, die keinen Aufschub dulden, und auch Camier hat Dinge zu berichten, ja, sie haben einander Dinge von Gewicht zu berichten, und sie sind müde, sie müssen sich sammeln nach dieser langen Trennung, sich ihrer vergewissern, mehr oder weniger klären, wie es um sie

steht, ob die Zukunft hell oder dunkel aussieht oder nur trübe wie so oft und ob sie ihre Schritte lieber in die eine als in die andere Richtung lenken wollen, mit einem Wort, sie müssen genügend Kräfte zusammenraffen, um energisch voranzuschreiten, voller Freudigkeit und Klarsicht, auf eins der zahllosen, bei großzügiger Betrachtung gleichwertigen Ziele zu, oder zumindest, ebenfalls voller Freudigkeit (optional), diesem Elan Anerkennung zollen und ihre Ziele aus der Ferne bewundern, eins nach dem anderen, denn die sind weit entfernt. Erst dann dämmert einem, was hätte sein können, wäre man nicht gewesen, wie man sein mußte, und daß man solch ein Haar nicht alle Tage zu spalten bekommt. Denn ist der Welpen geworfen, ist alles vorbei bis auf das Gejaul. Nachdem Camier die unmittelbare Zukunft hiermit bereinigt hatte, hob er den Kopf und sah eine Gestalt vor sich, die als Mercier zu erkennen er nicht wenig Zeit benötigte, so groß war die Ähnlichkeit, was aber ein Gewirr von Überlegungen zur Folge hatte, die ihm bis zum nächsten Tag keinen Frieden gönnten (aber welchen Frieden denn?) bis auf die tröstliche Schlußfolgerung, daß das, was er so gefürchtet hatte, daß er meinte, es nicht ertragen zu können, nicht der Umstand war, den Freund an seiner Seite zu wissen, sondern der, ihn die Schwelle überqueren und den letzten Abschnitt der großen Kluft betreten zu sehen, die sie seit der Mittagszeit getrennt hatte.

Merciers Auftritt hatte in der Kneipe einige Verlegenheit hervorgerufen, eine Art beklommenes Frösteln. Dabei bestand die Gesellschaft zum größten Teil aus Hafenarbeitern und Matrosen mit einer kleinen Beimischung von Steuereinnehmern, Leuten also, die in der Regel durch ein auffallendes Äußeres nicht so leicht zu beeindrucken sind. Nichtsdestoweniger breitete sich Stille aus, da Stimmen verebbten, Gesten gefroren, erhobene Humpen zitternd vor den Mündern verharren, aller Augen in dieselbe Richtung schauten. Ein wacher Beobachter, hätte es einen solchen gegeben, was nicht der Fall war, wäre wohl an eine durch irgendeine dunkle Bedrohung alarmierte Herde Schafe oder Ochsen erinnert gewesen. Mit starren Leibern, die Blicke auf den gemeinsamen Widersacher geheftet, stehen sie für einen Moment stiller als der Boden, auf dem sie grasen. Dann alles auf die Hinterhufe und mit voller Wucht auf den Eindringling los (falls schwach) oder dorthin zurück, wo immer sie dabei waren zu weiden, wiederzukäuen, zu kopulieren, herumzutollen. Oder er wäre an jene wandernden Aussätzigen erinnert gewesen, die dort, wo sie auftauchen, jedes Gespräch verstummen lassen, die Glieder lähmen, die Seele mit Schrecken erfüllen, mit Mitleid, Zorn, Heiterkeit, Ekel. Ja, wenn man die Natur erzürnt, muß man gewaltig auf der Hut sein, will man nicht das Halali zu hören bekommen oder den Beistand einer unliebsamen Hand erleiden.

Einen Moment lang schien es Camier, die Lage werde sich zum Schlechten wenden, und seine Achillessehnen spannten sich unter dem Tisch. Aber nach und nach machte sich ein großes Aufatmen breit, eine Exhalation, höher und höher anschwellend wie eine Sturzwelle, die auf die Küste zurast und schließlich in Gischt und Getöse zusammenfällt, zur unbändigen Freude der Kinder.

Was ist mit dir passiert? fragte Camier.

Mercier hob die Augen, doch ihr Starren richtete sich nicht auf Camier, nicht einmal auf die Wand. Was mochte es nur gewesen sein, das sie mit solcher Intensität fixierten? Man fragt sich.

Herrgott, was für ein Blick, sagte Camier. Als kämst du direkt aus den Bezirken der Hölle. Was hast du gesagt?

Ohne Zweifel, Merciers Lippen hatten sich bewegt.

Ich weiß nur von einem, sagte Mercier.

Sie haben dich nicht geschlagen? fragte Camier.

Der Schatten eines riesigen Mannes fiel auf sie. Seine Schürze endete auf der halben Höhe seiner Schenkel. Camier blickte auf den Mann, der Mercier anblickte, welcher den Blick auf Camier richtete. So wurden, obwohl sich keine Blicke trafen, Anblicke extremer Komplexität erzeugt, die jedem von ihnen ermöglichten, sich ihrer in drei verschiedenen simultanen Versionen zu erfreuen. Dazu kamen, auf gemäßigter Ebene, die drei Versionen des Selbst, deren jeder der

beiden anderen sich erfreute. Insgesamt waren es also neun auf den ersten Blick miteinander unvereinbare Anblicke, nicht zu erwähnen das Wirrwarr frustrierter Erregungen, die sich an den Rändern dieses Geschehens drängten. Alles in allem ein grausiges Durcheinander, aber lehrreich, sehr lehrreich. Fügt man dem die vielen Blicke hinzu, die auf das Trio gerichtet waren, gewinnt man eine gelinde Vorstellung davon, was den erwartet, der zu schlau ist, um nichts Besseres zu tun, nichts Besseres nämlich, als seine dunkle Zelle und den harmlosen Irrsinn hinter sich zu lassen, das schwache Flackern alle paar Lebensalter oder so, das Bewußtsein des Seins, des Gewesenseins.

Was darfs sein? fragte der Barmann.

Wenn wir Sie brauchen, sagen wir Bescheid, sagte Camier.

Was darfs sein? fragte der Barmann.

Dasselbe wie vorher, sagte Mercier.

Sie sind noch nicht bedient, sagte der Barmann.

Dasselbe wie dieser Gentleman, sagte Mercier.

Der Barmann blickte auf Camiers leeres Glas.

Ich habe vergessen, was es war, sagte er.

Ich auch, sagte Camier.

Ich hab es nie gewußt, sagte Mercier.

Gib dir Mühe, sagte Camier.

Du schüchterst uns ein, sagte Mercier. Wie schön für dich.

Wir richten eine tapfere Fassade auf, sagte Camier,

doch in Wahrheit scheißen wir uns ein. Schnell, bringen Sie Sägespäne, guter Mann.

Und so weiter, jeder mit Dingen, die er nicht hätte sagen sollen, bis eine Art von Einigung erzielt war, besiegelt mit schiefem Lächeln und clownesken Höflichkeiten. Der Lärm (der Kneipe) setzte wieder ein.

Uns, sagte Camier.

Mercier hob das Glas.

Das meinte ich nicht, sagte Camier.

Mercier setzte sein Glas ab.

Aber warum eigentlich nicht, sagte Camier.

Also hoben sie ihre Gläser und tranken, beide gleichzeitig oder fast gleichzeitig mit dem Spruch: Auf dein Wohl. Camier fügte hinzu: Und auf den Erfolg unserer -. Aber das war ein Toast, den er nicht vollenden konnte. Hilf mir, sagte er.

Mir fällt kein Wort ein, sagte Mercier, auch keine Formulierung, um auszudrücken, was wir vorzuhaben glauben.

Deine Hand, sagte Camier, deine beiden Hände.

Wozu? fragte Mercier.

Um sie mit den meinen zu umfassen, sagte Camier.

Die Hände tasteten suchend unter dem Tisch, fanden sich, umfaßten einander, eine kleine zwischen zwei großen, eine große zwischen zwei kleinen.

Ja, sagte Mercier.

Was meinst du mit ja? fragte Camier.

Pardon? sagte Mercier.

Du sagtest ja, sagte Camier.

Ich sagte ja? fragte Mercier. Ich? Unmöglich. Das letzte Mal, daß ich dieses Wort mißbrauchte, war meine Hochzeit. Mit Toffana. Der Mutter meiner Kinder. Meiner eigenen. Unabänderlich. Toffana. Du hast sie nie getroffen. Sie lebt noch. Ein Abfülltrichter. Als würde man ein Sumpfloch ficken. Zu denken, daß ich für diesen Hektoliter Exkrement meinen schönsten Traum verleugnet habe! Er machte eine kokette Pause. Aber Camier war nicht zu Scherzen aufgelegt. So daß Mercier notgedrungen fortfuhr: Du traust dich nicht zu fragen, welchen. Dann laß ihn dir ins Ohr flüstern: Den, die Spezies weitermachen zu lassen, so gut sie kann, aber ohne mich.

Ich hätte mir ein farbiges Baby gewünscht, sagte Camier.

Seitdem treibe ich es lieber auf die andere Art, sagte Mercier. Man tut, was man kann, aber man kann nichts. Man krümmt und windet sich, um am Abend zu enden, wo man am Morgen war. Aber! Das Aber ist ein Wort für dich, wenn du magst. Alles ist *vox inanis* außer gewisse Konjunktionen an gewissen Tagen. Soweit Merciers Beitrag zum Universaliengezänk.

Wo sind unsere Sachen? fragte Camier.

Wo unser Schirm? fragte Mercier.

Als ich Helen helfen wollte, sagte Camier, ist mir die Hand abgerutscht.

Kein Wort weiter, sagte Mercier.

Ich habe ihn in die Schleuse geworfen, sagte Camier.

Gehen wir weg von hier, sagte Mercier.

Wohin? fragte Camier.

Auf krummen Wegen geradeaus, sagte Mercier.

Unsere Sachen? fragte Camier.

Schweigen wir davon, sagte Mercier.

Du bist mein Untergang, sagte Camier.

Willst du etwa Einzelheiten? fragte Mercier.

Camier antwortete nicht. Ihm fehlen die Worte, sagte sich Mercier.

Erinnerst du dich an unser Fahrrad? fragte Mercier.

Genau das, sagte Camier.

Sprich lauter, sagte Mercier, ich bin nicht taub.

Ja, sagte Camier.

Von ihm, fest ans Geländer gekettet, ist soviel erhalten, sagte Mercier, wie nach einer Woche Dauerregen von einem Fahrrad zu erwarten ist, das um beide Räder, den Sattel, die Klingel und den Gepäckträger erleichtert ist. Und das Rücklicht, fügte er hinzu, hätte ich fast vergessen. Er schlug sich an die Stirn. Oh, ich Schussel! sagte er.

Und die Pumpe natürlich, sagte Camier.

Ob du's glaubst oder nicht, sagte Mercier, aber unsere Pumpe blieb verschont.

Und ist doch eine so gute Pumpe, sagte Camier. Wo ist sie?

In der Annahme, sie sei nur übersehen worden, sagte Mercier, habe ich sie gelassen, wo sie war. Das schien mir das Beste. Was haben wir denn noch aufzupumpen? Das heißt, ich habe sie von oben nach unten gedreht, warum, weiß ich nicht.

Paßt sie so genauso gut? fragte Camier.

Oh, ganz genauso, sagte Mercier, wirklich ganz genauso.

Sie gingen hinaus. Der Wind wehte.

Regnet es noch? fragte Mercier.

Im Moment nicht, glaube ich, sagte Camier.

Und doch fühlt sich die Luft feucht an, sagte Mercier.

Wenn wir nichts zu sagen haben, sagte Camier, dann laß uns nichts sagen.

Wir haben einiges zu sagen, sagte Mercier.

Warum sagen wir es dann nicht? fragte Camier.

Wir können nicht, sagte Mercier.

Dann laß uns schweigen, sagte Camier.

Aber wir versuchen es, sagte Mercier.

Wir sind ohne Pannen durchgekommen, sagte Camier, und unversehrt.

Was hab ich dir gesagt? sagte Mercier. Sprich weiter.

Wir schleppen uns vorwärts unter Qualen –

Unter Qualen! rief Mercier.

Mühsam ... mühsam durch die dunklen Straßen, dunkel und ziemlich verlassen, wohl wegen der späten

Stunde und des wechselhaften Wetters, ohne zu wissen, wer wen führt, wer wem folgt.

Am Kaminfeuer, sagte Mercier, warm und gemütlich, dösen sie ein. Bücher sinken aus Händen, Köpfe auf die Brust, Flammen verlöschen, Glut erkaltet, der Traum stiehlt sich von seinem Lager fort, schleicht seine Beute an. Aber der Wächter ist auf Wacht, sie wachen auf und gehen zu Bett, danken Gott für den teuer erworbenen Posten, der ihnen diese Freuden gestattet neben vielen anderen, diesen Frieden, während Wind und Wetter die Fensterscheiben peitschen und die Gedanken reinen Geistes bei denen weilen, die keine Zuflucht haben, den Versehrten, den Verfemten, den Schwachen, den Glücklosen.

Wissen wir überhaupt, fragte Camier, was der andere die ganze Zeit im Schilde führte?

Noch mal, sagte Mercier.

Camier wiederholte seine Bemerkung.

Selbst Seite an Seite, sagte Mercier, so wie jetzt, Arm an Arm, Hand in Hand, Beine im Gleichtakt, sind wir mit mehr Geschehnissen befrachtet, als in ein dickes Buch passen würde, zwei dicke Bücher, dein dickes Buch und mein dickes Buch. Gewiß rührt daher unser seliges Gefühl des Nichts. Nichts, was zu tun, nichts, was zu sagen wäre. Denn der Mensch ist es am Ende leid, seinen Durst mit dem Feuerwehrschauch zu stillen und seine paar verbliebenen Kerzen eine nach der anderen vom Schweißbrenner vernichtet zu sehen.

Also begnügt er sich ein für allemal mit dem Dürsten im Dunkeln. Es schont die Nerven. Aber verzeih, es gibt Tage, da überfallen Feuer und Wasser meine Gedanken und folglich meine Gespräche, sofern die beiden verbunden sind.

Ich möchte ein paar simple Fragen stellen, sagte Camier.

Simple Fragen? sagte Mercier. Camier, du überraschst mich.

Sie sind äußerst simpel formuliert, sagte Camier. Du brauchst nur zu antworten, ohne nachzudenken.

Wenn ich etwas hasse, sagte Mercier, dann ist es das Reden im Gehen.

Unsere Lage ist verzweifelt, sagte Camier.

Nun, nun, sagte Mercier, red nicht so geschwollen. Was meinst du? Könnte es die Schuld des Windes sein, daß der Regen aufgehört hat, falls er es getan hat?

Frag mich nicht, sagte Camier.

Dann laß dir sagen, bevor du weitergehst, sagte Mercier, daß ich darauf keine Antworten habe. Oh, es gab eine Zeit, da hatte ich welche, und nur die allerbesten, sie waren meine einzigen Begleiter, ich erfand sogar die passenden Fragen dazu. Aber ich habe sie allesamt zum Teufel gejagt, vor langer Zeit.

Diese Art meine ich nicht, sagte Camier.

Welche Art meinst du dann? fragte Mercier. Darum geht es hier.

Du wirst sehen, sagte Camier. Erstens: Was ist mit dem Rucksack?

Ich höre nichts, sagte Mercier.

Der Rucksack, rief Camier. Wo ist der Rucksack?

Gehen wir hier entlang, sagte Mercier. Das ist geschützt.

Sie bogen in eine enge Gasse zwischen hohen alten Häusern.

Jetzt, sagte Mercier.

Wo ist der Rucksack? fragte Camier.

Was fällt dir ein, wieder davon anzufangen? fragte Mercier.

Du hast mir nichts gesagt, sagte Camier.

Mercier stoppte mitten im Schritt, was Camier dazu nötigte, ebenfalls mitten darin zu stoppen. Hätte Mercier seinen Schritt nicht gestoppt, hätte auch Camier den seinen nicht gestoppt. Aber da Mercier seinen Schritt gestoppt hatte, mußte auch Camier den seinen stoppen.

Dir nichts gesagt? fragte Mercier.

Nicht das geringste, sage Camier.

Was gibt es da zu sagen? sagte Mercier. Gesetzt den Fall, ich hätte dir nichts gesagt.

Nun, sagte Camier, falls du ihn gefunden hast, wie es weiterging. All das.

Mercier sagte: Setzen wir ihn fort, unseren -. Um Worte verlegen, zeigte er mit der freien Hand auf seine Beine und die seines Begleiters. Schweigen. Dann

setzten sie den unbenennbaren Vorgang fort, an dem ihre Beine nicht unbeteiligt waren.

Wovon war gleich die Rede? fragte Mercier.

Vom Rucksack, sagte Camier.

Sehe ich aus, als hätte ich ihn? fragte Mercier.

Nein, sagte Camier.

Also, was dann? fragte Mercier.

So viele Dinge können passiert sein, sagte Camier. Du könntest ihn gesucht haben, aber vergebens, gefunden haben und wieder verloren oder gar weggeworfen, dir gesagt haben, Es lohnt nicht, sich um ihn zu sorgen, oder Genug für heute, morgen sehen wir weiter. Woher soll ich das wissen?

Ich habe ihn vergeblich gesucht, sagte Mercier. Lange, geduldig, sorgfältig, erfolglos.

Er übertrieb.

Frage ich dich, sagte Mercier, wie genau es dazu kam, daß du den Schirm zerbrachst? Oder was dir widerfahren ist, bevor du ihn wegwarfst? Ich habe zahllose Orte durchkämmt, zahllose Beteiligte befragt, die Unsichtbarkeit von Dingen einkalkuliert, die Metamorphosen der Zeit, des Menschen Hang im allgemeinen und des meinen insbesondere zu täuschen und zu fabulieren, den Wunsch zu gefallen und den Drang zu verletzen, und bin zugleich geblieben, wo ich war, ganz still geblieben, wo ich war, egal wo, und habe weiter versucht, mir gegen das endlose Herannahen, die schlurfenden Pantinen, die klirrenden

Schlüssel irgendein besseres Mittel vorzustellen als das Plärren, das Keuchen, das Winseln, das Wegrennen.

Camier beschied ihn knapp, was er davon hielt.

Warum bestehen wir darauf, sagte Mercier, du und ich zum Beispiel, hast du dir die Frage je gestellt, du, der du soviel fragst? Sollen wir das wenige, was von uns geblieben ist, im Stumpfsinn der Flucht und mit Erlösungsträumen verplempern? Spürst du nicht wie ich, daß du dich auf diese lachhafte Strafe einstellen und seelenruhig auf den Henker warten könntest, der kommt, dein Schicksal zu besiegeln?

Nein, sagte Camier.

Sie verharrten am Rand einer großen, offenen Fläche, einem Platz vielleicht, voller Tumult, flirrender Lichter, zuckender Schatten.

Laß uns umkehren, sagte Mercier. Diese Gasse ist bezaubernd. Dieses Puffparfüm.

Sie beschritten dieselbe Gasse in umgekehrter Richtung. Sie schien verändert, selbst im Dunkeln. Aber die beiden nicht – oder kaum.

Ich sehe ferne Gefilde –, sagte Mercier.

Wohin gehen wir? fragte Camier.

Werde ich dich nie abschütteln? fragte Mercier.

Weißt du nicht, wohin wir gehen? fragte Camier.

Was tut es zur Sache, wohin wir gehen? fragte Mercier. Wir gehen. Das reicht.

Kein Grund zum Schreien, sagte Camier.

Dorthin, wo das Grauen am geringsten ist, sagte Mercier. Wir drücken uns die Mauern entlang, da wo die wenigste Scheiße liegt. Wir stolpern durch eine Gasse von tausend, wir brauchen sie nur auf und ab zu laufen, bis sie genauso ist wie die anderen. Und du willst wissen, wohin wir gehen. Wo hast du heute abend deinen Verstand gelassen, Camier?

Ich rekapituliere, sagte Camier.

Er tat es, dann stellte er seine simplen Fragen. Das brachte sie zum Ende der Gasse, wo sie, wie ein Mann, erneut kehrtmachten.

Wir reden zuviel, sagte Mercier. Seit du mich ins Schlepptau genommen hast, habe ich mehr Unsinn gehört und geredet als in meinem ganzen Leben.

Der Abgeschleppte bin ich, sagte Camier und fügte hinzu: Die Tage des Miteinanderredens könnten bald vorbei sein. Überlegen wir lieber gut, bevor wir unsere Zunge hüten. Denn dann wirst du vergebens zu mir kommen und ich zu dir, weil du und ich nicht mehr da sind, sondern woanders, ohne besser dran zu sein, oder kaum.

Worauf willst du hinaus? fragte Mercier.

Und das so sehr, sagte Camier, daß ich mich oft, sehr oft frage, ob wir uns nicht besser trennen sollten, hier und jetzt, ohne weitere Umstände.

Wenn du an meine Gefühle appellierst, sagte Mercier, bist du auf dem Holzweg.

Erst heute zum Beispiel, sagte Camier, war ich an dem Punkt, unsere Verabredung ausfallen zu lassen.

Sie hatten also eine Verabredung.

Wie seltsam, sagte Mercier, ich mußte mit demselben Engel ringen.

Einer von uns beiden wird am Ende nachgeben, sagte Camier.

Ganz recht, sagte Mercier. Nicht nötig, daß wir beide unterliegen.

Es wäre kein Desertieren, sagte Camier. Nicht unbedingt.

Weit davon entfernt, sagte Mercier. Weit davon entfernt.

Damit meine ich ein Verlassen, sagte Camier.

So habe ich dich verstanden, sagte Mercier.

Aber es könnte sein, sagte Camier.

Könnte was? fragte Mercier.

Eins sein, sagte Camier.

Nun, offenkundig, sagte Mercier. Allein weiterzumachen, verlassen oder verlassend ... Gestatte mir, den Gedanken unvollendet zu lassen.

Schweigend liefen sie ein Stück Wegs. Dann sagte Mercier:

Ich rieche Puffs.

Alles liegt im Dunkel, sagte Camier. Kein Licht in irgendeiner Farbe. Keine Nummer.

Fragen wir diesen braven Konstabler, sagte Mercier.

Sie wandten sich an den Konstabler.

Pardon, Inspektor, sagte Mercier. Kennen Sie eventuell zufällig ein Haus ... wie soll ich sagen, ein Bordell oder Hurenhaus, hier in dieser Gegend?

Der Konstabler musterte sie von oben bis unten.

Garantiert sauber, sagte Mercier, soweit wie möglich, wir haben einen Horror vor den Pocken, mein Freund und ich.

Schämen Sie sich nicht? In Ihrem Alter? sagte der Konstabler.

Was geht Sie das an? sagte Camier.

Mich schämen? fragte Mercier. Schämst du dich, Camier? In deinem Alter?

Gehen Sie weiter, sagte der Konstabler.

Ich notiere Ihre Nummer, sagte Camier.

Hast du unseren Bleistift? fragte Mercier.

Sechzehnfünfundsechzig, sagte Camier. Das Jahr der Pest. Leicht zu merken.

Hören Sie, sagte Mercier, der Wollust zu entsagen, wegen eines simplen Rückgangs der Erotogenese, wäre kindisch, unserer Meinung nach. Sie werden doch nicht wollen, daß wir ohne Liebe leben, Inspektor, und sei's nur einmal im Monat, jede erste Samstagnacht zum Beispiel.

Und da geht es hin, das schöne Geld des Steuerzahlers, sagte Camier.

Sie sind verhaftet, sagte der Konstabler.

Unter welcher Beschuldigung? fragte Camier.

Die käufliche Liebe ist die einzige, die uns bleibt, sagte Mercier. Leidenschaft und Tändelei sind reserviert für Kerle wie Sie.

Und Selbstbelustigung, sagte Camier.

Der Konstabler packte Camiers Arm und drehte ihn nach hinten.

Hilf mir, Mercier, sagte Camier.

Lassen Sie ihn bitte los, sagte Mercier.

Camier stieß einen Schmerzensschrei aus. Denn der Konstabler, der seinen Arm mit einer Hand festhielt, welche die Größe von zweien hatte, hatte ihm mit der anderen einen kräftigen Schlag versetzt. Sein Interesse erwachte. Es geschah nicht jeden Abend, daß eine Abwechslung dieser Art die Monotonie seines Streifengangs durchbrach. Der Beruf hatte seine Sonnenseite, das hatte er stets betont. Er holte den Knüppel heraus. Abmarsch, sagte er, und keine Mätzchen. Mit der Hand, die den Knüppel hielt, zog er, mit Geschicklichkeit nicht minder gesegnet als mit Kraft, eine Trillerpfeife aus der Tasche. Aber er hatte die Rechnung ohne Mercier gemacht (wer kann ihm das verübeln?) und zu seinem Verderben, denn Mercier hob den rechten Fuß (wer hätte das ahnen können?) und plazierte ihn plump, aber mit Wucht zwischen den Testikeln (um die Dinge beim Namen zu nennen) seines Widersachers (unmöglich zu verfehlen). Der Konstabler warf alles hin und ging heulend vor Schmerz und Ungemach zu Boden. Mercier

selbst verlor das Gleichgewicht und landete böse auf dem Hüftknochen. Aber Camier, außer sich vor Empörung, hob den Knüppel auf, kickte den Helm mit dem Stiefel fort und drosch, den Knüppel mit beiden Händen packend, nach Kräften auf den schutzlosen Schädel ein, wieder und wieder. Das Geheul verstummte. Mercier erhob sich auf die Füße. Hilf mir! brüllte Camier. Er zerrte wütend an dem Cape, das zwischen dem Kopf und den Pflastersteinen eingeklemmt war. Was willst du damit? fragte Mercier. Seine Fresse zudecken, sagte Camier. Sie befreiten das Cape und deckten es über das Gesicht. Dann setzte Camier seine Hiebe fort. Genug, sagte Mercier. Gib mir diesen stumpfen Gegenstand. Camier warf den Knüppel hin und nahm die Beine in die Hand. Warte, sagte Mercier. Camier blieb stehen. Mercier hob den Knüppel auf und versetzte dem verhüllten Schädel einen maßvollen, fürsorglichen Schlag, nur einen. Wie ein halbgepelltes, hartgekochtes Ei, war sein Eindruck. Wer weiß, dachte er, vielleicht war es das i-Tüpfelchen. Er warf den Knüppel weg und schloß sich Camier an, indem er ihn beim Arm nahm. Schau fröhlich jetzt, sagte er. Am Rand des Platzes wurden sie von der Gewalt des Sturms zum Stehen gebracht. Dann langsam, den Kopf gesenkt, schoben sie sich stockend und stolpernd in einem Tumult aus Schatten und Geschrei das Pflaster entlang, das schon mit schwarzen Zweigen übersät war, rutschend vom

Wind getrieben oder mit kleinen Hüpfern und Sprüngen wie gefedert. Auf der anderen Seite des Platzes öffnete sich eine Gasse, vom Aussehen wie die, die sie soeben verlassen hatten.

Er hat dir nicht zu sehr wehgetan, hoffe ich, sagte Mercier.

Der Hund, sagte Camier. Hast du die Fresse gesehen?

Das dürfte die Dinge sehr vereinfachen, sagte Mercier.

Und da reden die von Recht und Ordnung, sagte Camier.

Von allein wären wir nie drauf gekommen, sagte Mercier.

Jetzt am besten zu Helen, sagte Camier.

Gar kein Zweifel, sagte Mercier.

Bist du sicher, daß wir nicht gesehen wurden? fragte Camier.

Fortuna wird es richten, sagte Mercier. Tief drinnen habe ich immer nur auf sie gezählt.

Ich sehe nicht, was du davon hast, sagte Camier.

Das wirst du, sagte Mercier. Die Blumen sind in der Vase, und die Schafe sind zurück im Pferch.

Ich verstehe nicht, sagte Camier.

Den kurzen Weg, den sie noch zu gehen hatten, setzten sie meist schweigend fort, mal der vollen Wut des Windes ausgesetzt, mal durch Zonen der Ruhe, Mercier bemüht, die vollen Konsequenzen dessen zu er-

messen, was Fortuna ihnen beschert hatte, Camier bestrebt, den Satz zu deuten, den er eben gehört hatte. Aber sie strengten sich vergebens an, der eine, ihr großes Glück zu fassen, der andere, zu einem Verständnis zu gelangen, denn sie waren müde, reif fürs Bett, gebeutelt vom Wind, während in ihren Schädeln, um ihr Debakel zu krönen, die Schläge unablässig niederprasselten.

Zusammenfassung der zwei vorigen Kapitel

V

Abend des achten (?) Tages.

Bei Helen.

Der Schirm.

Nächster Tag bei Helen.

Zeitvertreibe.

Nächster Nachmittag auf der Straße.

Die Kneipe.

Mercier und Camier beraten.

Ergebnis der Beratung.

Bei Helen.

Nächster Tag vor Helens Haus.

Der Schirm.

Blicke zum Himmel.

Der Schirm.

Weitere Blicke zum Himmel.

Ladysmith.

Der Schirm.

Noch mehr Blicke zum Himmel.

Der Schirm.

Abgang Mercier.

Merciers Begegnungen.

Merciers Verstand.

Die Ketten.

VI

Derselbe Abend.

Vorletzte Kneipe.

Mutter Kirche und künstliche Besamung.

Der riesenhafte Barmann.

Merciers Beitrag zum Universalienstreit.

Der Schirm, Ende.

Das Fahrrad, Ende.

Auf der Straße.

Die Kaminecke.

Der Schlauch und der Schweißbrenner.

Der Wind.

Die tödliche Gasse.

Der Rucksack.

Die Kluft.

Die tödliche Gasse.

Ferne Gefilde.

Die tödliche Gasse.

Der Konstabler.

Die Kluft.

„Die Blumen sind in der Vase.“

Der Wind.

Die endokranieln Schläge.

VII

Eine ansteigende Straße, noch befahrbar, überquert das Hochmoor. Sie durchschneidet ausgedehnte Torfmoore, tausend Fuß über dem Meeresspiegel, zweitausend, wenn Sie so wollen. Wo sie hinführt, gibt es nichts mehr. Ein paar zerfallene Kastele, ein paar zerfallene Gehöfte. Das Meer ist nicht weit, knapp sichtbar jenseits der Täler, die nach Osten abfallen, der blasse Sockel so blaß wie die blasse Wand des Meeres. Kleine Bergseen liegen versteckt in den Moorsenken, von der Straße nicht zu sehen, erreichbar über kaum erkennbare Pfade unter hohen, überhängenden Felsen. Alles hier scheint flach oder sanft schwingend, und dann dort, einen Steinwurf entfernt, diese hohen Felsen, für den Wanderer ganz unerwartet. Aus Granit zudem. Im Westen erreicht die Kette ihre größte Höhe, die Gipfel erheben selbst die niedergeschlagensten Blicke, Gipfel, die das weite Tiefland beherrschen, die berühmten Weidegründe, The Golden Vale. Vor den Reisenden, soweit das Auge reicht, windet sich die Straße gen Süden, bergauf, aber unmerklich. Niemand außer Naturnarren und fanatischen Vagabunden nimmt jemals diesen Weg. Unter seiner Heidekrautmaske lockt das Moor mit einer Verführungskraft, der nicht alle Sterblichen zu widerstehen

vermögen. Dann verschluckt es sie, oder der Nebel senkt sich herab. Auch die Stadt ist nicht weit, an bestimmten Punkten kann man bei Nacht ihre Lichter sehen, vielmehr ihr Leuchten, und bei Tag ihren Dunst. An sehr klaren Tagen sind sogar die Piers des Hafens zu erkennen, der zwei Häfen, winzige ausgestreckte Arme in der glasigen See, die man flach weiß, aber erhaben sieht. Und die Inseln und Landspitzen, man muß nur an der richtigen Stelle stehenbleiben und sich umschauen, und bei Nacht natürlich, blinkend und rotierend, die Leuchtfeuer. An einem solchen Ort möchte man sich niederlegen, in einer Senke, die mit trockener Heide ausgepolstert ist, und einschlafen, zum letzten Mal, an einem Nachmittag, in der Sonne, den Kopf tief in der kleinen Welt der Stengel und Blü tenglocken, und schnell einschlafen, schnelles Lebewohl den schönen Dingen. Der Himmel ist ohne Vögel, nur hier und da ein Raubvogel, kein Gesang. Ende der beschreibenden Passage.

Was ist das für ein Kreuz? fragte Camier.

Da sind sie wieder.

Aufgepflanzt im Moor, nicht weit von der Straße, aber zu weit, um die Inschrift erkennen zu lassen, stand ein schlichtes Kreuz.

Ich wußte es mal, sagte Mercier, jetzt nicht mehr.

Auch ich wußte es mal, sagte Camier, ich bin fast sicher.

Aber er war nicht gänzlich sicher.

Es war das Grab eines Nationalisten, in der Nacht vom Feind hierher verschleppt und exekutiert, vielleicht wurde auch nur die Leiche hier abgeworfen. Begraben wurde er lange danach, mit einem Minimum an Formalitäten. Sein Name war Masse, vielleicht Massey. In patriotischen Kreisen wurde ihm jetzt kein großes Gewicht beigemessen. Wohl wahr, er hatte wenig für die Sache bewirkt. Aber sein Denkmal hatte er trotzdem. All das und sicher noch viel mehr hatten Mercier und vielleicht auch Camier einmal gewußt – und alles vergessen.

Wie ärgerlich, sagte Camier.

Möchtest du hingehen und nachschauen? fragte Mercier.

Und du? fragte Camier.

Wie du willst, sagte Mercier.

Vor dem Verlassen der Baumgrenze hatten sie sich Knüppel geschnitten. Für ihr Alter kamen sie gut voran. Sie fragten sich, wer als erster schlappmachen würde. Eine gute halbe Meile liefen sie ohne ein Wort, nicht mehr Arm in Arm, sondern jeder auf seiner Seite der Straße, deren ganze oder annähernd ganze Breite daher zwischen ihnen lag. Sie öffneten ihren Mund gleichzeitig, Mercier, um zu sagen: Seltsamer Eindruck manchmal –, und Camier: Glaubst du, da gibt es Würmer? –

Pardon, sagte Camier, was hast du gesagt?

Nein, nein, sagte Mercier, du.

Nein, nein, sagte Camier, nichts von Interesse.
Macht nichts, sagte Mercier, raus damit.
Ich versichere dir, sagte Camier.
Ich bitte dich darum, sagte Mercier.
Nach dir, sagte Camier.
Ich habe dich unterbrochen, sagte Mercier.
Ich habe *dich* unterbrochen, sagte Camier.
Schweigen setzte wieder ein. Mercier durchbrach es, oder vielmehr Camier.
Hast du dich erkältet? fragte Mercier.
Denn Camier hatte gehustet.
Ist noch ein bißchen früh, mir sicher zu sein, sagte Camier.
Ich hoffe doch, es ist nichts, sagte Mercier.
Was für ein schöner Tag, sagte Camier.
Nicht wahr? sagte Mercier.
Wie schön, das Moor, sagte Camier.
Ausnehmend schön, sagte Mercier.
Schau dir das Heidekraut an, sagte Camier.
Mercier schaute demonstrativ auf das Heidekraut und pfiß ungläubig.
Darunter ist Torf, sagte Camier.
Man sollte es nicht annehmen, sagte Mercier.
Camier hustete erneut.
Glaubst du, da gibt es Würmer, fragte Camier, die gleichen wie in der Erde?
Torf hat bemerkenswerte Eigenschaften, sagte Mercier.

Aber gibt es da Würmer? fragte Camier.

Wollen wir ein kleines Loch graben und nachsehen?
fragte Mercier.

Auf keinen Fall, sagte Camier, was für eine Idee.

Er hustete ein drittes Mal.

Es war in der Tat ein schöner Tag, zumindest für das, was in diesen Gefilden als schön durchgeht, aber kühl, und der Abend nahte.

Wo werden wir die Nacht verbringen, fragte Camier, haben wir das bedacht?

Seltsamer Eindruck, sagte Mercier, seltsamer Eindruck manchmal, daß wir nicht allein sind. Du nicht?

Ich bin nicht sicher, ob ich dich verstehe, sagte Camier.

Mal flink, mal lahm, das ist der ganze Camier.

Wie die Gegenwart eines Dritten, sagte Mercier. Die uns einhüllt. Ich habe es von Anfang an gespürt. Und ich bin alles andere als ein Hellseher.

Stört es dich? fragte Camier.

Am Anfang nicht, sagte Mercier.

Und jetzt? fragte Camier.

Es fängt an, mich ein bißchen zu stören, sagte Mercier.

Der Abend nahte wirklich, und das war gut für sie, ohne daß sie vielleicht schon zugegeben hätten, daß der Abend nahte.

Verdammt, sagte Mercier, wer zum Teufel bist du, Camier?

Ich? fragte Camier. Ich bin Camier, Francis Xavier.
Dieselbe Frage könnte ich mir selbst stellen, sagte Mercier.

Wo beabsichtigen wir, die Nacht zu verbringen? fragte Camier. Unter den Sternen?

Es gibt dort Ruinen, sagte Mercier. Oder wir laufen, bis wir umfallen.

Wenig später gelangten sie tatsächlich zur Ruine eines Hauses. Ein gutes halbes Jahrhundert alt, dem Aussehen nach. Es war fast dunkel.

Jetzt müssen wir wählen, sagte Mercier.

Wozwischen? fragte Camier.

Ruine und Umfallen, sagte Mercier.

Können wir das nicht irgendwie kombinieren? fragte Camier.

Zur nächsten schaffen wir es nie, sagte Mercier.

Sie liefen weiter, wenn man es laufen nennen konnte. Endlich sagte Mercier:

Ich fürchte, viel weiter komme ich nicht.

Jetzt schon? fragte Camier. Was ist mit dir? Die Beine? Die Füße?

Eher der Kopf, sagte Mercier.

Jetzt war es Nacht. Ein paar Meter vor ihnen verschwand die Straße im Dunkel. Noch spendeten die Sterne kein Licht. Der Mond würde erst später aufgehen. Es war die dunkelste Stunde. Sie blieben still stehen, wegen der Breite der Straße so gut wie unsichtbar füreinander. Camier näherte sich Mercier.

Wir kehren um, sagte Camier. Stütz dich auf mich.

Es ist mein Kopf, ich sag es dir, sagte Mercier.

Du siehst Gestalten, die nicht existieren, sagte Camier. Baumgruppen, wo keine sind. Seltsame Tiere, riesenhafte Pferde und Kühe lösen sich aus der Schwärze, sobald du den Kopf hebst. Hohe Scheunen auch und gewaltige Heuschober. Und alles immer mehr verschwimmend, als würdest du sehenden Auges erblinden.

Nimm mich bei der Hand, wenn du möchtest, sagte Mercier.

Hand in Hand also verfolgten sie ihre Schritte zurück, die große Hand in der kleinen, unter Schweigen. Endlich sagte Mercier:

Deine Hand ist klamm, und du hustest, vielleicht hast du Alterstuberkulose.

Camier antwortete nicht. Sie stolperten weiter. Endlich sagte Mercier:

Ich hoffe, wir haben sie nicht verpaßt.

Camier antwortete nicht. Es kommt vor, daß die einfachsten Wörter mit ihrer Botschaft hinterherhinken. Hier war „sie“ der Nachzügler. Aber seien wir gerecht, bald verlangte er den sofortigen Stop.

Sie liegt ein wenig abseits der Straße, sagte Mercier, wir könnten, ohne es zu merken, an ihr vorbeigegelaufen sein, so schwarz ist die Nacht.

Man hätte die Einfahrt gesehen, sagte Camier.

Sollte man meinen, sagte Mercier.

Camier ging voran und zog Mercier hinter sich her. Bleib auf meiner Höhe, Herrgott nochmal, sagte Camier.

Schätz dich glücklich, sagte Mercier, daß du mich nicht schleppen mußt. Stütz dich auf mich, das waren deine Worte.

Stimmt, sagte Camier.

Ich lehne es ab, sagte Mercier, um dir nicht zur Last zu fallen. Und wenn ich ein wenig zurückbleibe, beschimpfst du mich.

Ihr Gang war jetzt kaum mehr als ein Torkeln. Sie drifteten ab ins Moor, unter Gefahr fataler Folgen für sich, aber nichts dergleichen. Bald kamen Stürze ins Spiel, bei denen mal Camier Mercier nachfolgte (in seinen Sturz), mal umgekehrt, mal auch beide zugleich umfallend wie ein Mann, ohne jede Vorabsprache und in völliger Unabhängigkeit voneinander. Sie sprangen nicht sofort auf, wie sie es in ihrer Jugend beim Boxsport geübt hatten, aber am Ende kamen sie doch wieder auf die Beine. Und selbst in den schlimmsten Momenten hielten sich ihre Hände die Treue, obwohl jetzt nicht mehr zu entscheiden war, wer den Halt gab und wer ihn empfing, so gründlich war die Verwirrung in diesem Stadium. Ihre Ängste (die Ruine betreffend) trugen ohne Zweifel die Mitschuld daran, bedauerlicherweise, weil sie schlecht begründet waren. Denn am Ende gelangten sie zu ihr, der Ruine, die sie wohl schon weit hinter sich gewöhnt hatten, sie fanden

sogar die Kraft, in ihr Inneres vorzudringen, bis sie ganz von ihr umschlossen waren und sich in sie hineinlegten wie in ein Grab. Erst dann, geschützt vor der Kälte, die sie nicht spürten, vor der Nässe, die sie nicht störte, gönnten sie sich die Rast oder vielmehr den Schlaf, so daß ihre Hände frei wurden, um sich ihrem alten Geschäft zu widmen.

Seite an Seite schlafen sie den tiefen Halbschlaf der Greise. Sie werden noch miteinander sprechen, doch nur aufs Geratewohl, wie man so sagt. Aber haben sie je anders miteinander gesprochen? Jedenfalls ist fortan nichts davon bezeugt. Hier wäre der Ort, ein Ende zu machen. Schließlich handelt es sich um das Ende. Aber es wird weiter Tag, Tag für Tag, Nachleben lebenslang, der Staub all dessen, was tot und begraben ist, aufsteigend, wirbelnd, niedersinkend und wieder begraben. Also laßt ihn aufwachen, Mercier, Camier, gleichviel, Camier, Camier wacht auf, es ist Nacht, noch immer Nacht, er weiß nicht, wie spät, gleichviel, er steht auf und geht los, im Dunkeln, legt sich ein Stück weiter wieder hin, noch immer in der Ruine, sie ist weiträumig. Warum? Keine Kenntnis. Keine Kenntnis mehr von solchen Dingen. An guten Gründen, es woanders zu versuchen, fehlt es nie, ein bißchen weiter vorn, ein bißchen weiter hinten. So gut sind diesmal die Gründe, daß Mercier es ihm nachtut, etwa zur gleichen Zeit zweifellos. Die ganze Frage der Priorität, so strahlkräftig bis jetzt, bleibt fortan im dunkeln. Da lie-

gen sie denn oder kauern vielleicht nur, in ziemlichem Abstand voneinander, gemessen an ihrem gewohnten Zusammenhalt. Sie dösen wieder ein oder verlieren sich vielleicht nur in Gedanken. Vor der Morgendämmerung jedenfalls, lange davor, steht einer von beiden auf, sagen wir Mercier, das ist nur fair, und geht nachschauen, ob Camier noch da ist, das heißt an dem Ort, wo er glaubt, ihn verlassen zu haben, das heißt dem Ort, wo sie beim ersten Mal umgefallen sind wie ein Mann. Ist das klar? Aber Camier ist nicht mehr da, wie könnte er auch? Dann Mercier zu sich selbst: Nun, ich hätte nie –, der kleine Racker, er ist mir zuvorgekommen, und er sucht seinen Weg durchs Geröll. Mit glotzenden Augen (um den kleinsten Lichtstrahl zu erhaschen), die Arme wie Fühler die Luft sondierend, die Füße strauchelnd, findet und erklimmt er den Fahrweg, der zur Straße führt. Fast im selben Moment, nicht genau, das würde nicht klappen, nur fast, ein bißchen früher, ein bißchen später, ganz egal, aber nur ein bißchen, führt Camier das gleiche Manöver aus. Das Schwein, sagt er, ist mir entwischt, und tastet sich mit unendlicher Vorsicht hinaus, das Leben ist so kostbar, der Schmerz so fürchterlich, die alte Haut so heilungsträge, heraus aus diesem gastlichen Chaos, ohne ein Wort oder anderes Zeichen der Erkenntlichkeit, man dankt dem Stein nicht, wie man sollte. So etwa, im groben, der Ablauf der Ereignisse. Da sind sie nun zurück auf der Straße, leidlich wiederherge-

stellt trotz allem, und jeder von ihnen weiß, daß der andere vorhanden ist, fühlt, glaubt, fürchtet, hofft, leugnet, daß er vorhanden ist, und kann nichts dagegen tun. Dann und wann halten sie inne, ganz Ohr für die Schritte, Schritte, die sich von allen anderen Schritten unterscheiden lassen, und sie sind Legion, die sich sanft auf das Antlitz der Erde niedersenken, mehr oder weniger sanft, bei Tag und bei Nacht. Aber in der Finsternis sieht der Mensch, was nicht ist, hört, was nicht ist, gibt sich Einbildungen hin, denen nachzugeben sinnlos ist, und doch, weiß Gott, er tut's. So mag es durchaus sein, daß der eine oder der andere stehenbleibt, sich am Rand der Straße niedersetzt, fast schon im Moor, um auszuruhen oder, besser noch, nachzudenken oder, besser noch, aufzuhören nachzudenken – denn an guten Gründen, innezuhalten, mangelt es nie –, und daß der andere aufholt, der Zurückgebliebene, und beim Anblick dieser Art von Schatten seinen Augen nicht traut, nicht genug zumindest, um ihm in die Arme zu fliegen oder ihn mit einem Fußtritt Arsch über Kopf in den Morast zu befördern. Der Sitzende sieht ebenfalls, sofern seine Augen nicht geschlossen sind, auf jeden Fall hört er, sofern er nicht eingeschlafen ist, und bezieht sich, wenn auch halbherzig, der Halluzination. Dann allmählich erhebt er sich, und der andere setzt sich und so weiter, man kennt die Nummer, kann sein, sie halten sie durch, den ganzen Weg bis zur Stadt, einer den anderen bejahend und vernei-

nend, ohne Sinn und Zweck. Denn, es muß nicht gesagt werden, sie streben der Stadt zu, wie immer, wenn sie sie verlassen, so wie der Kopf nach langen müßigen Berechnungen auf die Zahlen zurücksinkt. Aber jenseits der ostwärtigen Täler verändert sich der Himmel, es ist mal wieder die alte Scheißsonne, pünktlich wie der Henker. Also reißt euch zusammen, wir schauen noch einmal die Herrlichkeit der Welt und obendrein uns selbst noch mal, die Nacht wird kaum ins Gewicht gefallen sein, sie ist nur der Deckel auf der Latrine, seien wir froh, daß sie einen hat, unsere Brüder sind da, unsere Hoffnungen zu zerstreuen, falls da welche waren, unsere zahlreichen Brüder und die aufsteigende Wut und all die altersgrauen Schmerzattacken. Da haben sie sich also wieder im Blick, gegenseitig, was kann man weniger erwarten, sie mußten nur früher aufbrechen. Wer ist dran, Camier ist dran, dann bäum dich auf, Wurm, und schau gut hin. Du traust deinen Augen nicht, egal, du wirst es müssen, denn er ist es, Irrtum ausgeschlossen, dein müder Kumpan, der brave alte, haarige Knochenmann, für die Welt verloren, einen Steinwurf entfernt, aber wirf ihn nicht, den Stein, denk an die guten alten Zeiten, als ihr euch zusammen im Suff gesuhlt habt. Mercier selbst schickt sich ins Unvermeidliche, eine schlechte Angewohnheit, die man sich im Umgang mit den Axiomen zuzieht, während Camier die Hand zu einer Geste hebt, die besonnen, vornehm, elegant und entschieden

zugleich ist. Mercier zögert einen Augenblick, bevor er diesen Gruß quittiert, der unerwartet war, um das mindeste zu sagen, eine Gelegenheit zum Weitereilen, die sich Camier nicht entgehen läßt. Doch selbst den Toten kann man winken, sie haben nichts davon, aber die Besatzung des Leichenwagens wird zufriedengestellt, die Freunde, die Familie, die Gäule, es hilft ihrem Glauben ans Überleben, der Winkende selbst wird um so lebendiger davon. Endlich hebt Mercier, keinesfalls erloschen, seinerseits die Hand, nicht irgendeine alte Hand, sondern die heterologe, mit dem liebenswert selbstlosen Schwung, den Prälaten beim Segnen irgendeiner Portion begünstigter Materie betätigen. Doch um mit diesen Albernheiten Schluß zu machen: An der ersten Gabelung blieb Camier stehen, und sein Herz schlug höher bei der Überlegung, was er in einen letzten langen Gruß, bis zum Bersten angefüllt mit beispiellosem Zartgefühl, hineinlegen sollte. Um ihn herum endlich wieder wahre Ländlichkeit, Weißdornhecken, Schlamm, Jauche, Feldsteine, Suhlen, Kuhscheiße, elende Hütten und hier und da eine unverkennbar menschliche Gestalt, die seit dem ersten Schorf der Frühe an ihrer Parzelle herumkratzte oder mit einem Spaten den Mist wendete, war doch die Schaufel verschwunden und die Forke zerbrochen. Ein riesiger Baum, ein Wirrwarr aus dickem Geäst, steht zwischen den gegabelten Straßen. Die linke führt geradewegs zur Stadt, zumindest so, wie es in dieser Ge-

gend als gerade durchgeht, die andere über lange Windungen durch eine räudige Ansammlung pestilenziälscher Weiler. Camier nun, an diesem Punkt angelangt, blieb stehen und drehte sich um, worauf Mercier ebenfalls stehenblieb und sich halb umdrehte, schon auf dem Sprung zu fliehen. Aber seine Ängste waren unbegründet, denn Camier hob nur die Hand zu einer Grußgeste, die der bereits so schön von ihm gefertigten in jeder Hinsicht ähnelte, während seine andere Hand, steif ausgestreckt und zweifelsohne zitternd, auf den rechten Abzweig wies. Ein kurzer Moment nur, und er schlug mit gleichsam heroischer Überstürzung die angezeigte Richtung ein und verschwand wie in ein brennendes Haus, in dem drei Generationen seiner engsten und teuersten Anverwandten der Rettung harreten. Ermutigt, aber nicht gänzlich, rückte Mercier argwöhnisch bis zur Gabelung vor, schaute in die von Camier eingeschlagene Richtung, sah keine Spur von ihm und hastete in der anderen davon. Endlich voneinander los! So ungefähr müssen sich die Dinge zugetragen haben. Die Erde schleppte sich weiter ins Licht, das flüchtige, endlos wiederkehrende Licht.

VIII

Das war's. Man braucht eine kleine Weile, um mehr oder weniger zu begreifen, was passiert ist. Das ist deine einzige Ausrede, in jedem Fall die beste. Gut genug, um dich, Spaß beiseite, zu einem neuen Anlauf zu bewegen, einem neuen Anlauf, aufzustehen, dich aufzutakeln (vorrangig), zu ingestieren, zu exkretieren, abzutakeln, schlafen zu gehen und all die anderen Sachen, die aufzuzählen zu öde ist, auf die Dauer zu öde, die aber getan und erlitten werden müssen. Keine Gefahr, unter diesen Bedingungen das Interesse zu verlieren. Du kultivierst dein Gedächtnis, bis es passierbar ist (ein Schatzkästchen), du durchwanderst deine Krypta (unbeleuchtet), denkst an die Schauplätze zurück, rufst die alten Klänge herauf (vorrangig), bis du alles parat hast und du, Kopf, Nase, Ohren und der ganze Rest, nicht mehr weißt, was zu erschnuppen bleibt, es duftet alles gleich süß, welche alten Jingles du spielen sollst. Reizendes Jenseits! Und all das kann dir noch passieren! Solche Sachen! Solche Abenteuer! Du denkst, du hast mit all dem abgeschlossen, und dann, eines schönen Tages, Rums! voll ins Auge. Oder in den Arsch oder in die Eier oder in die Fotze, an Zielen fehlt es nicht, vornehmlich unter der Gürtellinie. Und da sagt man, die Toten haben Langeweile!

Das strengt natürlich an, nimmt voll in Anspruch, keine Zeit zum Aufpolieren der Seele, aber man kann nicht alles haben, Körper zerbröselt, Verstand lebendig gehäutet und Archäus (im Magen) wie in den Tagen der Unschuld, vor dem Sündenfall, ja, tatsächlich, für die Ewigkeit bleibt keine Zeit.

Doch es gibt eine schwarze Bestie, die ist schwer zu bändigen: das Warten auf die eine Nacht, in der sich endlich alles klärt, denn nicht jede Nacht besitzt diese Eigenschaft. Es kann sich über Monate hinziehen, das Dazwischen, das lange, öde Reuegewäsch, die Vermengung der Untoten mit den Toten und Begrabenen, man hat das tausendmal durch, der alte Witz hat seinen Witz verloren, das Lächeln, tausendmal gelächelt, ist unlächelbar geworden. Es ist Abend, später Abend, und die Schlaftabletten sind alle. Zum Glück dauert es nicht immer ewig, ein paar Monate tun's in der Regel, ein paar Jahre, sogar plötzliche Abgänge werden beobachtet, besonders in den warmen Klimazonen. Auch muß es nicht unbedingt am Stück passieren, kurze Erholungspausen sind erlaubt, mit der Illusion von Leben, die sie manchmal mit sich bringen, solange sie dauern, der Illusion vergehender Zeit oder irgendwelcher Sachen, doch alles für die Katz.

Dann sind da die hübschen Farben, ersterbende Grüns und Gelbs, vage ausgedrückt, die zu noch blasseren Tönen verblassen, aber nur, um dich um so bes-

ser zu durchbohren, sollten sie jemals verlöschen, und ja, das werden sie.

Was noch? Das wäre alles, danke. Die Rechnung.

Von außen gesehen war es ein Haus wie jedes andere. Von innen gesehen auch. Und doch entließ es Camier. Er ging immer noch hinaus an die Luft, in bescheidenem Maße, bei gutem Wetter. Es war Sommer. Herbst hätte besser gepaßt, Ende November, aber so ist es nun, es war Sommer. Die Sonne ging unter, die Geigen wurden gestimmt, Gott weiß warum, bevor sie in das alte Gejammer ausbrachen. Leicht bekleidet, den Kopf auf der Brust, bewegte sich Camier voran. Immer mal wieder richtete er sich auf, mit einem plötzlichen, unverzüglich annullierten Ruck, um auf diese Weise zu sehen, wohin er ging. Er hatte sich schon schlechter gefühlt, es war einer seiner besseren Tage. Er erntete mancherlei Remppler von anderen Fußgängern, aber ohne deren Absicht, jeder hätte vorgezogen, ihn nicht zu berühren. Er wollte nur eine kleine Runde drehen, nicht mehr, eine kleine Runde, sehr bald würde er sich müde fühlen, sehr müde. Dann würde er stehenbleiben, seine kleinen blau-roten Äuglein aufreißen und umherblicken, bis er wußte, wo er war. Der Vergleich seiner Kräfte mit denen, die nötig waren, um ihn nach Hause zu befördern, trieb ihn oft in die nächste Kneipe, zur Stärkung und um sich ein wenig Ermutigung und Zuversicht zu holen, den Rückweg betreffend, von dem er oft auch nur eine blasse Vor-

stellung hatte. Um voranzukommen, benutzte er einen Stock, den er bei jedem Schritt auf den Boden stieß, nicht bei jedem zweiten, nein, bei jedem.

Eine Hand landete mit einem Plumps auf seiner Schulter. Camier erstarrte, schrumpfte, aber hob nicht den Kopf. Er hatte nichts dagegen einzuwenden, es war sogar besser so, einfacher, ging aber nicht so weit, daß er den Boden aus dem Blick verlor. Er hörte die Worte Die Welt ist klein. Finger hoben sein Kinn. Er sah einen Mann von hohem Wuchs, schäbig gekleidet. Ihn genauer zu beschreiben, erübrigt sich. Er schien schon recht bejahrt und stank mit dem Doppelgestank der Alten und Ungewaschenen – ein ziemlich strenges Arom. Camier inhalierte es connoisseurhaft.

Kennen Sie schon meinen Freund Mercier? fragte der Mann.

Camier schaute vergeblich hoch.

Hinter Ihnen, sagte der Mann.

Camier drehte sich um. Mercier, offenbar auf das Schaufenster eines Hutmachers fixiert, zeigte sein Profil.

Darf ich vorstellen, sagte der Mann. Mercier, Camier, Camier, Mercier.

Sie standen in der Haltung zweier Blinder da, die nicht mangelnder Wille, sondern einzig die fehlende Sehkraft hindert, miteinander bekannt zu werden.

Ich sehe, Sie kennen sich, sagte der Mann. Ich wußte es. Begrüßen Sie sich auf keinen Fall.

Ich glaube, ich erkenne Sie nicht, Sir, sagte Camier.
Ich bin Watt, sagte Watt. Wie Sie schon sagen, bin ich unerkennbar.

Watt? fragte Camier. Der Name sagt mir nichts.

Ich bin nicht sehr bekannt, sagte Watt, das ist wahr, aber werde es sein, eines Tages. Nicht überall vielleicht, meine Bekanntheit wird wohl kaum jemals bis zu den Bürgern von Dublins schöner City durchdringen oder denen von Cuq-Toulza.

Wo haben Sie meine Bekanntschaft gemacht? fragte Camier. Meine fehlende Erinnerung müssen Sie entschuldigen. Ich hatte noch nicht die Zeit, alles zu entwirren.

In Ihrem Moseskorbchen, sagte Watt. Sie haben sich nicht verändert.

Dann kannten Sie meine Mutter, sagte Camier.

Eine Heilige, sagte Watt. Sie wechselte alle zwei Stunden Ihre Windeln, bis Sie fünf wurden. Er wandte sich an Mercier. Während ich die Ihre, sagte er, nur unbelebt sah.

Ich kannte einen armen Mann namens Murphy, sagte Mercier, der Ihnen ähnlich sah, nur nicht so ramponiert, natürlich. Aber er starb vor zehn Jahren, unter ziemlich mysteriösen Umständen. Seine Leiche wurde nie gefunden, stellen Sie sich vor.

Mein Traum, sagte Watt.

Also kennt er Sie auch nicht? fragte Camier.

Ach kommt, Kinder, sagte Watt, redet wieder mit-

einander. Achtet nicht auf mich. Ich bin die Diskretion selbst. Wildpferde verzweifeln an mir.

Gentlemen, sagte Camier, erlauben Sie, daß ich Sie verlasse.

Wäre ich nicht ohne Wünsche, sagte Mercier, ich würde mir einen dieser Hüte kaufen, um ihn auf dem Kopf zu tragen.

Kommt, ich werfe eine Runde, sagte Watt. Jungs, fügte er hinzu, mit einem Lächeln, das ohne Arg war, fast zärtlich.

Also wirklich –, sagte Camier.

Diese rehbraune Melone auf dem Ständer dort, sagte Mercier.

Watt packte Mercier beim rechten Arm, dann, nach kurzem Gerangel, Camier beim linken, und zog sie fort.

Gott, wieder los, sagte Camier.

Mercier erspähte in der Ferne die Ketten seiner Kindheit, dieselben, die ihm als Spielgefährten gedient hatten. Watt ermahnte ihn:

Würdest du die Füße heben, kämest du besser voran. Wir haben nicht vor, dir die Zähne zu ziehen.

Sie liefen in den Sonnenuntergang hinein (man kann sich nicht alles versagen), der hoch am Himmel brannte, höher als die höchsten Dächer.

Schade, daß uns Dumas der Ältere nicht sehen kann, sagte Watt.

Oder einer der Evangelisten, sagte Camier.

Mercier und Camier waren doch eine andere Liga, bei all ihren Fehlern.

Meine Kräfte sind begrenzt, sagte Camier, falls es eure nicht sind.

Wir sind fast zu Hause, sagte Watt.

Ein Konstabler verstellte ihnen den Weg.

Das ist ein Gehweg, sagte er, keine Zirkusmanege.

Was kümmert Sie das? fragte Camier.

Verfick dich, aber dalli, sagte Mercier, und ohne Faxen.

Gemach, gemacht! sagte Watt. Er verneigte sich vor dem Konstabler. Inspektor, sagte er, haben Sie ein Herz, die beiden sind ein bißchen – er tippte sich an die Stirn –, aber sie tun keiner Fliege was zuleide. Der lange Lulatsch hält sich für Johannes den Täufer, von dem Sie sicher gehört haben, und der Gnom rechts von mir traut sich nicht, auf seinem Glasarsch zu sitzen. Was mich betrifft, habe ich mich mit den Aufgaben abgefunden, die mir bei meiner Geburt zugewiesen wurden und deren eine darin besteht, diese Gentlemen spazierenzuführen, wenn es das Wetter erlaubt. In Anbetracht all dessen kann man uns schwerlich abverlangen, im Gänsemarsch zu laufen, wie es der Anstand gebietet.

Gehen Sie doch auf dem Land spazieren, sagte der Konstabler.

Wir haben es versucht, sagte Watt, wieder und wieder. Aber beim ersten Anblick von Grün sehen die

beiden rot. Ist das nicht kurios? Während Schaufenster, Beton, Zement, Asphalt, Neon, Taschendiebe, Hundehaufen und Schlaglöcher und all das beruhigend auf sie wirkt und in ihnen die Saat eines erquickenden Nachtschlafs sät.

Der Bürgersteig ist nicht Ihr Eigentum, sagte der Konstabler.

Vorsicht! rief Watt. Sehen Sie nur, wie sich die beiden aufregen! Gebe Gott, daß sie mir nicht wild werden! Er ließ ihre Arme los, umfaßte ihre Hüften und drückte sie an sich. Vorwärts, meine Herzchen, sagte er. Sie zogen schlenkernd weiter, in einem Gewirr von Beinen. Der Konstabler schickte ihnen einen Fluch hinterher.

Wofür halten Sie uns? sagte Camier. Lassen Sie mich los.

Aber wir kommen doch gut zurecht, sagte Watt. Wir stinken nach Verwesung, alle miteinander. Habt ihr seine Fresse gesehen? Der mußte dringend schnauben. Drum ließ er uns laufen.

Sie landeten holterdipolter in der Kneipe. Mercier und Camier zog es an die Theke, doch Watt plazierte sie an einem Tisch und rief aus Leibeskräften nach drei Doppelten.

Sagt nicht, ihr hättet nie einen Fuß in diesen Laden gesetzt, sagte Watt. Das glaube ich aufs Wort. Bestellt man Grappa, fliegt man raus.

Der Whiskey kam.

Auch ich habe gesucht, sagte Watt, ganz für mich allein, nur dachte ich, ich wüßte, was. Wie findet ihr das? Er hob die Hände und strich sie über sein Gesicht, dann langsam die Schultern hinab und über den Bauch, bis sie sich auf den Knien wiedertrafen. Unglaublich, aber wahr, sagte er.

Losgelöste Glieder regten sich in der grauen Luft.

Einer wird geboren werden, sagte Watt, einer ist aus uns geboren, der, nichts habend, nichts begehrt außer dem Nichts, das er hat.

Mercier und Camier achteten kaum auf diese Reden. Sie fingen an, sich wieder anzuschauen, teils mit dem alten Blick.

Ich hätte mich beinahe gestellt, sagte Camier.

Bist du an den Ort zurückgekehrt? fragte Mercier.

Watt rieb sich die Hände.

Ihr tut mir gut, sagte er. Ihr tut mir wirklich gut. Ihr seid mir fast ein Trost.

Dann dachte ich mir –, sagte Camier.

Mögt ihr eines Tages empfinden, sagte Watt, was ich jetzt empfinde. Das wird nichts daran ändern, daß ihr umsonst gelebt habt, aber es wird, wie soll ich sagen –

Dann dachte ich mir, sagte Camier, daß du vielleicht denselben Gedanken hattest.

Also nicht, sagte Mercier.

Ein bißchen Wärme für das alte Herz, sagte Watt, ein Hauch von Wärme für das arme, alte Herz.

Ich hatte Angst, dir dort über den Weg zu laufen, sagte Camier.

Watt schlug auf den Tisch, worauf eine eindrucksvolle Stille entstand. Zweifellos hatte er das im Sinn, denn in sie hinein warf er, mit einer überdreht krächzenden Stimme:

Fick das Leben!

Entrüstetes Getuschel machte sich vernehmbar. Der Geschäftsführer nahte oder vielleicht sogar der Eigentümer. Er war mit Sorgfalt gekleidet. Puristen hätten in Anbetracht seiner perlgrauen Hose möglicherweise schwarze Schuhe den lohbraunen vorgezogen, die er trug. Aber schließlich befand er sich auf eigenem Terrain. Für das Revers hatte er eine Tulpenknospe gewählt.

Verswindet, sagte er.

Von wo? fragte Camier. Wohin?

Raus hier und zur Hölle, sagte der Geschäftsführer. Er mußte der Geschäftsführer sein. Aber wie sehr er sich von Mr. Gast unterschied!

Er hat gerade sein einziges Kind verloren, sagte Camier, einzig in seiner Art.

Einen Doppelzwillling, sagte Mercier.

Sein Schmerz kocht über, sagte Camier. Was wäre natürlicher?

Seine Frau liegt in den letzten Zügen, sagte Mercier.

Wir wagen nicht, ihn aus den Augen zu lassen, sagte Camier.

Noch einen kleinen Doppelten, sagte Mercier. Wenn wir ihn dazu bringen, den zu schlucken, ist er gerettet.

Niemand liebt das Leben so innig wie er, sagte Camier, das schlichte Tagwerk, die unschuldigen Freuden und selbst die Schmerzen, die uns gestatten, den Preis der Erlösung zu zahlen. Machen Sie dies den guten Gentlemen klar. Ein Aufschrei der Revolte ist ihm entwichen. Sein Verlust ist so frisch. Morgen, vor seinem Porridge, wird er bei der Erinnerung erröten.

Er wird sich die Lippen tupfen, sagte Mercier, die Serviette in den Ring zurückschieben, die Hände falten und hervorstoßen: Selig sind die Toten, die sterben!

Hätte er ein Glas zerbrochen, sagte Camier, wären wir die ersten, ihn zu tadeln. Aber das ist nicht geschehen.

Übersehen Sie diesen kleinen Vorfall, sagte Mercier, es kommt nicht wieder vor. Nicht wahr, Daddy?

Reichen Sie ihm den Schwamm, sagte Camier, des heiligen Matthäus eingedenk.

Und bringen Sie uns das gleiche, sagte Mercier, Ihr Whiskey liebt uns.

Was, sagten Sie, wollten Sie bestellen? fragte der Geschäftsführer, da seine Gier erwacht war.

Einen Doppling, sagte Camier.

Ja, sagte Mercier, alles doppelt bis auf den Arsch. Wir begraben ihn übermorgen, nicht wahr, Daddy?

Es war der Organisator, der das verpfuscht hat, sagte Camier.

Der Organisator? fragte der Geschäftsführer.

Jedes Ei in der Partie hat sein eigenes kleines Leben, seine Seele, sagte Camier. Haben Sie das nicht gewußt? Manchmal nickt er ein. Können Sie ihm das verübeln?

Beruhigen Sie ihn, sagte der Geschäftsführer. Treiben Sie es nicht zu weit mit mir.

Er verzog sich. Er war streng gewesen ohne Härte, menschlich und doch würdevoll. Er hatte nicht das Gesicht verloren vor seinen Kunden, Metzgern meistens, die das Blut des Lamms ziemlich intolerant gemacht hatte.

Die zweite Runde kam. Das Wechselgeld von der ersten lag noch auf dem Tisch. Bedienen Sie sich, guter Mann, sagte Camier.

Der Geschäftsführer bewegte sich von Gruppe zu Gruppe. Allmählich belebte sich die Kneipe wieder.

Wie kann man solche Sachen sagen? sagte Camier.

Ein Verbrechen schon, sie zu denken, sagte Mercier.

Ein Verbrechen am Menschen, sagte Camier.

Und am Tier, sagte Mercier.

Gott allein würde ihm recht geben, sagte Camier.

Ach der, sagte Mercier.

Watt schien zu schlafen. Er hatte sein zweites Glas nicht angerührt.

Vielleicht einen Schluck Wasser, sagte Camier.

Laß ihn, sagte Mercier.

Mercier stand auf und ging ans Fenster. Er schob den Kopf zwischen Vorhang und Scheibe, was ihm ermöglichte, wie erwartet den Himmel zu betrachten. Dessen Farben waren noch nicht ganz verbraucht. Zur gleichen Zeit bemerkte er, daß, wie er nicht vermutet hatte, ein feiner und gewiß sanfter Regen aus ihm niederfiel. Die Scheibe war nicht naß. Er kehrte an seinen Platz zurück.

Weißt du, was mir oft in den Sinn kommt? fragte Camier.

Es regnet, sagte Mercier.

Die Ziege, sagte Camier.

Mercier schaute verdutzt auf Watt.

Bei Tagesanbruch, sagte Camier, ein regnerischer Tag.

Wo habe ich diesen Kerl schon gesehen? fragte Mercier. Er schob seinen Stuhl zurück, duckte sich und schaute hinauf in das vom Schatten des Huts verdunkelte Gesicht.

Der alte Madden auch –, sagte Camier.

Plötzlich packte Watt Camiers Stock, riß ihn an sich, hob ihn in die Höhe und knallte ihn in einem Anfall von Raserei auf den Nachbartisch, an dem ein Mann mit Backenbart ruhig seine Zeitung las und seine Pfeife rauchte, vor sich ein Glas schäumendes Bier. Was geschehen mußte, geschah, die Glasplatte zerbarst in tausend Splitter, der Stock brach entzwei, das Glas fiel um und der Mann mit dem Backenbart

kippte hintenüber, noch immer auf dem Stuhl sitzend, die Pfeife im Mund und die neuesten Nachrichten in der Hand. Das Ende des Stocks, das Watt geblieben war, schleuderte er nun in Richtung Theke, wo es eine Anzahl Flaschen und Gläser zu Fall brachte. Watt wartete, bis all das Klirren und Krachen verklungen war, dann brüllte er:

Fick das Leben!

Mercier und Camier, wie vom selben Kabel elektrisiert, leerten hastig ihre Gläser und spurteten zum Ausgang. Unbeschadet dort angekommen, drehten sie sich um. Ein erstickter Schrei übertönte kurz den Tumult:

Auf Quin!

Es regnet, sagte Camier.

Wie ich sagte, sagte Mercier.

Dann Lebewohl, sagte Camier.

Du würdest nicht ein Stück Wegs mit mir gehen?
fragte Mercier.

Welche Richtung? fragte Camier.

Ich wohne jetzt auf der anderen Seite des Kanals,
sagte Mercier.

Das ist nicht meine Richtung, sagte Camier.

Die Aussicht dort würde dir das Herz brechen,
sagte Mercier.

Zu spät, sagte Camier.

Nehmen wir noch einen letzten, sagte Mercier.

Ich bin blank, sagte Camier.

Mercier griff in die Tasche.

Nein, sagte Camier.

Ich habe genug, sagte Mercier.

Nein, sage ich, sagte Camier.

Wie arktische Blumen, sagte Mercier. In einer halben Stunde sind sie weg.

Kanäle bedeuten mir jetzt nichts, sagte Camier.

Sie liefen schweigend zum Ende der Straße.

Hier biege ich rechts ab, sagte Mercier. Er blieb stehen.

Was denn jetzt? fragte Camier.

Ich bleibe stehen, sagte Mercier.

Sie bogen rechts ab. Camier auf dem Gehweg, Mercier in der Gosse.

Auf wen? fragte Camier.

Quin, hörte ich, sagte Mercier.

Das muß einer sein, den es nicht gibt, sagte Camier.

Der Whiskey hatte schließlich doch geholfen. Für ihr Alter kamen sie gut voran. Camier vermißte schmerzlich seinen Stock.

Ich vermisse meinen Stock, sagte Camier. Er gehörte meinem Vater.

Ich habe dich nie davon sprechen hören, sagte Mercier.

Im Rückblick betrachtet, sagte Camier, hörten wir uns über alles sprechen außer uns selbst.

Das haben wir nicht hingekriegt, sagte Mercier, da

muß ich dir recht geben. Er bedachte es einen Augenblick, dann lieferte er dieses Fragment: Vielleicht könnten wir –

Was für eine Bruchbude, sagte Camier. Haben wir hier nicht den Rucksack verloren?

Nicht weit von hier, sagte Mercier.

Zwischen den hohen alten Häusern erschien der blasse Himmelsstreifen sogar noch schmaler als die Straße. Er hätte im Gegenteil breiter erscheinen müssen. Die Nacht spielt einem diese kleinen Streiche.

Und sonst ... soweit alles? fragte Mercier.

Pardon? sagte Camier.

Ich frage, ob bei dir, du weißt schon, soweit alles.

Nein, sagte Camier.

Ein paar Minuten später stiegen ihm Tränen in die Augen. Alte Männer weinen, anders, als man vermuten sollte, recht schnell.

Und bei dir? fragte Camier.

Auch nein, sagte Mercier.

Die Häuser wurden weniger, die Straßen breiter, der Himmel weiter, sie konnten einander wieder sehen, sie mußten nur den Kopf wenden, der eine nach links, der andere nach rechts, nur den Kopf heben und ihn wenden. Dann plötzlich öffnete sich alles vor ihnen, als wäre der Weltraum aufgeklafft und die Erde im Schatten verschwunden, den sie himmelwärts wirft. Aber solche Ablenkungen sind nicht von Dauer, und sie waren schnell dabei, von ihrem Standort er-

griffen zu sein, dem Standort zweier alter Männer, einer groß, einer klein, auf einer Brücke. Diese selbst war charmant, wie man Kenner sagen hörte, eine charmante, charmante Brücke. Warum auch nicht? Sie hieß jedenfalls Schleusenbrücke und das zu Recht, man mußte sich nur über die Brüstung beugen, um diesbezüglich zufriedengestellt zu werden.

Wir sind da, sagte Mercier.

Hier? fragte Camier.

Ein Ende wie von Zauberhand, sagte Mercier.

Und deine Aussicht? fragte Camier.

Hast du keine Augen im Kopf? sagte Mercier.

Camier suchte die verschiedenen Horizonte ab, destrosursum, wie immer.

Dräng mich nicht, sagte er. Ich versuche es noch mal.

Du siehst sie besser vom Ufer aus, sagte Mercier.

Warum trödeln wir dann hier oben herum? fragte Camier. Lasten dir ein paar Seufzer auf der Brust?

Sie gingen zum Ufer hinab. Eine Bank mit Lehne stand dort für sie bereit. Sie setzten sich.

Das war's also, sagte Camier.

Der Regen fiel lautlos auf den Kanal, zu Merciers nicht geringem Verdruß. Aber hoch über dem Horizont fransten die Wolken zu langen schwarzen Strähnen aus, zart wie die Zweige von Trauerweiden. Eine höchst sinnige Geste der Natur.

Ich sehe Venus, unsere Mitgefangene, sagte Camier,

versackend im himmlischen Seetang. Ich hoffe, du hast mich nicht deshalb hierhergeschleppt.

Weiter, weiter, sagte Mercier.

Camier beschirmte die Augen mit der Hand.

Weiter nördlich, sagte Mercier. Nördlich, sagte ich, nicht südlich.

Warte, sagte Camier.

Ein bißchen mehr, ein bißchen weniger.

Sind sie das? Deine Blumen? fragte Camier.

Hast du gesehen? fragte Mercier.

Ich sehe ein paar blasse Schimmer.

Du mußt den Bogen raushaben, sagte Mercier.

Mit dem Knöchel am Auge sähe ich besser, sagte Camier.

Die Inseln der Seligen, wie die Alten sie sahen, sagte Mercier.

Die zu beglücken war nicht schwer, sagte Camier.

Wart's ab, sagte Mercier, du hast kaum etwas gesehen, aber du wirst es nie vergessen, du wirst wiederkommen.

Was ist das für ein düsterer Bau? fragte Camier.

Ein Krankenhaus, sagte Mercier. Krankheiten der Haut.

Genau das richtige für mich, sagte Camier.

Und der Schleimhaut, sagte Mercier. Er reckte ein Ohr in die Höhe. Nicht allzu viel Geheul heute abend.

Es ist sicher noch zu früh, sagte Camier.

Camier erhob sich und ging ans Wasser.

Vorsicht! sagte Mercier.

Camier kehrte zur Bank zurück.

Erinnerst du dich an den Papagei? fragte Mercier.

Ich erinnere mich an die Ziege, sagte Camier.

Ich habe das Gefühl, daß er tot ist, sagte Mercier.

Viele Tiere sind uns nicht begegnet, sagte Camier.

Ich habe das Gefühl, daß er schon tot war, als sie uns erzählte, sie hätte ihn aufs Land gebracht.

Verschwende keine Trauer auf ihn, sagte Camier.

Er ging ein zweites Mal ans Wasser, grübelte ein wenig und kehrte zur Bank zurück.

Tja, sagte er, ich muß gehen. Leb wohl, Mercier.

Schlaf gut, sagte Mercier.

Allein sah er, wie der Himmel erlosch, sich zur Gänze verdunkelte. Er behielt den verschluckten Horizont im Blick, denn er wußte aus Erfahrung, zu welchen letzten Zuckungen er fähig war. Und im Dunkeln hörte er auch besser, er hörte die Geräusche, die der lange Tag ihm vorenthalten hatte, menschliches Gemurmel zum Beispiel, und den Regen auf dem Wasser.

Zusammenfassung der zwei vorigen Kapitel

VII

Das Moor.

Das Kreuz.

Die Ruinen.

Mercier und Camier trennen sich.

Die Rückkehr.

VIII

Das Leben des Nachlebens.

Camier allein.

Mercier und Watt.

Mercier, Camier und Watt.

Der letzte Polizist.

Die letzte Kneipe.

Mercier und Camier.

Schleusenbrücke.

Die arktischen Blumen.

Mercier allein.

Das vollendete Dunkel.

(1946)

Anmerkungen zum Text

S. 11

Marquis de St. Ruth (um 1650–1691), frz. General, der auf seiten der Jakobiten in Irland einmarschierte, zuvor siegreich gegen die Protestanten in Savoyen, gefeiert von der katholischen Bevölkerung, dann aber 1691 von der protestantischen Armee Wilhelms von Oranien in der Schlacht von Aughrim bei Galway geschlagen wurde. Er hatte kurz vor dem Sieg gestanden, als ihm eine Kanone den Kopf wegschoß und den Wilhelmiten den Sieg sicherte. Bei der Schlacht starben mehr als 7000 (meist irische) Soldaten.

Quincunx: ein Muster (wie die fünf Augen auf dem Würfel), nach dem in französischen Parks Baume gepflanzt wurden.

S. 15

St. Makarius: Der 15. Januar ist der Tag des hl. Makarios. Im Jahr 1945 fiel er auf einen Montag.

Patrick Sarsfield, 1. Earl of Lucan, 1693 in jakobitischen Diensten bei einer siegreichen Schlacht gegen die Oranier in Flandern tödlich verwundet.

Verteidigung eines Territoriums: Viele Mitglieder der Ulster Volunteer Force und der Irish Volunteers traten während des Ersten Weltkriegs der britischen Armee bei und kämpften zum Beispiel in der 36. (Ulster) Division, der 10. (Irish) Division oder der 16. (Irish) Division, vornehmlich an der Westfront, in Gallipoli und im Nahen Osten. Man nimmt an, daß 30.000 bis 50.000 irische Soldaten im Krieg umkamen.

S. 16

während des großen Aufstands: Der irische Osteraufstand von 1916.

S. 17

Courage: *balls* in der englischen, *couilles* in der frz. Fassung: „Eier“.

S. 18

fick die Hunde: *bugger the dogs* im Original. *Bugger* als Verb oder Substantiv bezieht sich im engeren Sinne auf Sodomie oder Analverkehr und ist in der Umgangssprache als Fluch- oder Schimpfwort gebräuchlich.

S. 19

Knabengreise: (M. & C.) *were old young* im Original. Möglicherweise Anspielung auf St. Makarios den Ägypter, genannt auch Makarios der Ältere, der im 3. Jh. als Eremit in der Wüste lebte und als „Knabengreis“ bezeichnet wurde. Der Legende nach machte er eine Reise mit St. Makarios dem Jüngeren. Vgl. Anmerkung zu S. 15.

S. 20

venal: käuflich.

S. 25

Kanal: Der Grand Canal mit mehreren Schleusen umrundet das südliche Stadtzentrum von Dublin und verläßt es in westlicher Richtung.

S. 27

Freiheit ... der Bewegung: *freedom [...] Of movement* im Original. Anspielung auf die UNO-Menschenrechtsdeklaration von 1948. *Article 13: Everyone has the right to freedom of movement and residence within the borders of each State.* In der frz. Romanfassung von 1946 heißt es noch: „Man wäre freier in seinen Bewegungen, sagte Camier.“

S. 29

Titubationen: Medizinersprache – Schwanken, unregelmäßiger Gang.

Boden verlieren: *And lose ground we can ill afford?* im Original.

nal. Verdrehung der englischen Redensart *We can ill afford to (lose ground)*: Wir können uns nicht leisten, (an Boden zu verlieren).

S. 32

Omniomni: ironisch für „Allmächtiger“.

S. 34

Kidderminster: Stadt in Worcestershire, bekannt für ihre Teppichfabrikation.

S. 46

Treponema pallidum: der Erreger der Syphilis.

S. 49

Potopompos scroton evohe: Verballhornung von griech. *psychopompos* (Seelenführer), *potein* (trinken), *scroton* (Skrotum), gefolgt von dem Ausrufe *evohe*.

sie soll zur Hölle fahren: *chase apes in hell* im Original.

Redensart, in der Form *lead apes in hell* zurückgehend auf Shakespeare mit der Bedeutung: Eine Frau, die sich sträubt, soll in der Hölle Affen hüten, z. B. in *Der Widerspenstigen Zähmung*.

S. 50

der böse Tag: Epheser 6:13: „Um deswillen ergreift den Harnisch Gottes, auf daß ihr an dem bösen Tage Widerstand tun und alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget.“ (Lutherbibel 1912)

S. 54

gemütlich: so im Original.

Physiognomien: *physiognomy* (ˌfɪzɪˈɒ(g)nəmi). Die Aussprache mit g ist korrekt, ohne g klingt sie veraltet oder snobistisch. (*Oxford English Dictionary*)

Gall: Name des riesenhaften Lord Gall of Wormwood in

Echos Knochen, auch der beiden Klavierstimmer, Vater und Sohn, in *Watt*. Der Geschäftsführer heißt Gast, wie sich dann herausstellt (S. 60). Mercier verwechselt ihn mit seinem Phantom, das ihn verfolgt.

S. 60

Graves: Gestalt des Gärtners in *Watt*.

S. 64

direkt aus dem Herzen der hauptstädtischen Gaskammer: „*from the very core of the metropolitan gas-chamber*“ in der englischen Fassung. In der frz. Fassung: „*du plus profond du four à gaz métropolitain*“ (aus der Tiefe des hauptstädtischen Gasofens). Diese Formulierung Becketts stammt aus dem Herbst 1946, nachdem die Nürnberger Prozesse die Verbrechen des Holocaust offengelegt hatten. 1974 konkretisiert Beckett dies mit der eindeutigen Bezeichnung „Gaskammer“.

S. 65:

Erleichterung: *convenience* im Original, engl. Bezeichnung für Abort.

HIER: so im Original, auch in der frz. Fassung, wo dieselbe Stelle lautet: „Wie kompliziert es ist, sagte Monsieur Conaire. Immer diese abscheuliche Latenz des guten Tons. Was sieht man in Frankfurt, wenn man aus dem Zug steigt, in riesigen Feuerlettern? Ein einziges Wort: HIER. Das ist der Drang. Auch in Perpignan hat man verstanden. Ich denke an das Café de la Poste.“ – Vermutlich eine verkappte Anspielung auf Hi(tl)er bzw. die Nazipropaganda, die Beckett 1936/37 in Deutschland erlebt hatte, von der er aber auch Frankreich nicht freisprechen wollte. Vielleicht war das besagte Café in Perpignan in den dreißiger Jahren einschlägig bekannt. In der englischen Fassung hat er auf diesen Seitenhieb verzichtet.

S. 66

... auf dem Boden wälzt: Mögliche Anleihe bei einer markanten Szene mit dem Serviermädchen Frieda in Kafkas *Schloß*: „[...] sie umfaßten einander, der kleine Körper brannte in K.'s

Händen, sie rollten in einer Besinnungslosigkeit, aus der sich K. fortwährend aber vergeblich zu retten suchte, paar Schritte weit, schlugen dumpf an Klamms Tür und lagen dann in den kleinen Pfützen Bieres und dem sonstigen Unrat, von dem der Boden bedeckt war.“ (3. Kapitel)

1945 hatte Beckett den Roman in einem Brief an seinen Neffen Morris Sinclair erwähnt. (*Briefe II*, S. 113)]

S. 86

lente, lente: ital. „langsam, langsam“. Zitat aus „Inferno“ 17:115, wo der Flug des Fabelwesens Geryon beschrieben wird.

Hinzu kommen weitere wörtliche Zitate aus dem 17. Gesang, wo auch der „Turm der Verdammten“ erwähnt wird.

S. 90

manstuprieren: abgeleitet von *manustupration*, einem englischen Deckwort für Masturbation aus dem 19. Jh., ursprünglich gebildet aus italien. *stuprare*, mißhandeln, vergewaltigen.

S. 92

zwei Arten von Bedürfnissen: „*Il y a deux besoins*“ in der frz. Fassung, „*There are two needs*“ in der englischen. Vgl. Becketts Aufsatz „*Les deux besoins*“ („Die beiden Bedürfnisse“ von 1938) in: Samuel Beckett, *Disjecta*, Suhrkamp 2010.

Pfui-Wort: Der Satz im Original: *Soul: another four-letter word*.

S. 95

Ladysmith am Klip River: Stadt in Natal, Südafrika, ein Schauplatz des Burenkriegs 1900. Die Belagerung von Ladysmith durch die Buren dauerte 118 Tage und wurde am 28. Februar 1900 durch ein britisches Aufgebot beendet. In der britischen Kriegsliteratur häufig geschildert und gefeiert.

S. 96

ein zusammengeklapptes Brett: So ein Brett hat sich der Held der Beckett-Erzählung „Das Ende“ (1946) gebastelt.

S. 98

Balue in seinem Käfig: Jean de La Balue (1421-1491), französischer Kardinal, 1469 von Ludwig XI. wegen Verrats verhaftet und elf Jahre in einem Käfig gefangengehalten. Erwähnt von Victor Hugo in *Der Glöckner von Notre-Dame*.

die Stunde des Nimmer! ohne das Mehr: Bezug auf den Raben mit dem Namen *Nevermore* im Gedicht „*The Raven*“ von Edgar Allan Poe.

S. 108

Toffana: der Name verweist auf die legendäre italienische Giftmischerin Toffana oder Teofania di Adamo, die im 17. Jh. als Lieferantin der Arsenmischung „Aqua Tofana“ bekannt wurde. Das Gift mit schleichender Wirkung wurde häufig von Frauen genutzt, die sich ihrer Ehemänner entledigen wollten.

alles ist *vox inanis* – leere Stimme. Vgl. *vox inanis* bei Augustinus, Predigt 288, 3: „Das Wort vermag das meiste ohne Stimme, die Stimme ohne Wort (*vox inanis*) ist leer.“

Universaliengezänk: Universalienstreit, scholastische Streitfrage des Mittelalters über das Verhältnis der *universalia* (der Begriffe) zu den *res* (den Dingen). Wiederkehrende Fragestellung beim jungen Beckett, betreffend das Verhältnis zwischen Sprache und den (dichterischen) Inhalten. Am anschaulichsten ist sein Problem mit der sprachlichen Begrifflichkeit dargestellt im Brief an Axel Kaun vom 9. Juli 1937: „Da wir sie [die Sprache] so mit einem Male nicht ausschalten können, wollen wir wenigstens nichts versäumen, was zu deren Verruf beitragen mag. Ein Loch nach dem andern in ihr zu bohren, bis das Dahinterkauernde, sei es etwas oder nichts, durchzusickern anfängt – ich kann mir für den heutigen Schriftsteller kein höheres Ziel vorstellen.“ (*Briefe I*, S. 577ff.)

S. 109

Schweigen wir davon: „*Less said the better*“ im Original. „Je weniger gesagt wird, um so besser.“

S. 118

Pocken: *pox* im Original – Euphemismus für Syphilis.

S. 124

die endokraniellen Schläge: Schläge im Inneren des Schädels.

S. 126

Naturnarren: *beauty-spot hogs* im Original.

S. 128

Das Grab eines Nationalisten: Noel Lemass, 1897-1923, irischer Republikaner und Kämpfer gegen die britischen Besatzer, wurde nach der Gründung des Irischen Freistaats in Dublin entführt und drei Monate später ermordet und mit Folterspuren auf dem Featherbed-Berg bei Dublin am Rand der Glencree Road aufgefunden. An der Fundstelle wurde später ein Gedenkstein errichtet.

S. 136

bäum dich auf, Wurm: *turn worm* im Original, nach dem engl. Sprichwort: *Even a worm will turn* – Selbst der Geringste bäumt sich auf, wenn er getreten wird.

S. 137

heterolog: andersartig, artfremd.

S. 139

erstrangig: *paramount* im Original; in der frz. Fassung *très important* – sehr wichtig.

Beckett spitzt hier die Passage satirisch zu, indem er zweimal das Wort *paramount* verwendet, das in diesem Kontext auf das Studiosystem Hollywood verweist.

aufzutakeln ... abzutakeln: *dressing up ... undressing up* im Original.

ingestieren ... exkretieren: *ingesting, excreting* im Original – Nahrung zu sich nehmen ... ausscheiden.

S. 140

Archäus: aus griech. *archaios* – alt; Begriff bei Paracelsus für lat. *liquor vitae*, „Ätherleib“ oder „Lebensgeist“, als frz. *eau de vie* semantisch zusammengefallen mit „Schnaps“.

S. 141

eine schwarze Bestie: *one black beast* im Original. Vermutlich Anspielung auf eine Stelle in Joyce, *Ulysses*, wo eine Zeitungsüberschrift zitiert wird: „*Black Beast Burned in Omaha, Georgia*“. Joyce hatte 1919 in der Londoner *Times* (30. Sept. 1919) von einem Lynchmord gelesen, der am 28. September 1919 in Omaha, Nebraska (nicht Georgia) stattgefunden hatte und der das Wüten des weißen Mobs beschrieb, doch das Opfer nur nebenbei erwähnte. Beckett übernimmt hier die von Joyce vorgenommene Umkehr: Die „schwarze Bestie“ ist nicht der Mann, der gelyncht wird, sondern der Lynchmob. (Timothy Weiss, „The 'Black Beast' Headline: The Key to an Allusion in *Ulysses*“, *James Joyce Quarterly*, Bd. 19, Nr. 2 (1982), S. 183-186)

S. 142

Cuq-Toulza: südfranzösisches Dorf bei Toulouse.

S. 143

Moseskörbchen: *moses basket* – englischer Ausdruck für Babykörbchen.

er starb vor zehn Jahren: Den Roman *Murphy* (in dem derselbe stirbt) beendete Beckett 1936.

S. 144

Wildpferde: Englische Redensart „*Wild horses couldn't ...*“
Hier: Nicht einmal Wildpferde könnten mir ein Geheimnis entreißen. In der frz. Fassung: „*Un tombeau*“ – „(Ich schweige wie) ein Grab.“

Dumas der Ältere: offenbar Anspielung auf den Roman *Die drei Musketiere*.

S. 145

Glasarsch: *glass arse* im Original. Vermutlich Wortspiel mit Rhyming-Slang: *bottle and glass* steht für *arse* – „Courage“. In der frz. Fassung steht statt dessen: „*tandis que le petit hésite entre Jules César et Toussaint Louverture*“ – „während der Kleine zwischen Julius Cäsar und Toussaint Louverture schwankt“.

Toussaint Louverture (1743-1803), Anführer der Haitianischen Revolution.

S. 147

Einer wird geboren werden: Bezug auf Arnold Geulinx (1624-1669), flämischer Theologe und Metaphysiker aus dem Umkreis Spinozas, mit dessen *Ethik* sich Beckett 1936 beschäftigte. In Briefen und in Texten bezieht er sich wiederholt auf die Geulinx-Maxime: „*Ubi nihil vales, ibi nihil velis*“ (etwa: „Wo du nichts giltst, sollst du nichts wollen“). Vgl. *Briefe I*, S. 371ff. u. S. 391f.

S. 148

Fick das Leben!: *Bugger Life!* im Original. Frz. Fassung: *La vie au poteau!* – Das Leben an den Galgen!

Doppelzwilling: in der engl. Fassung *bigeminal* (in der frz. *un bijumeau*). Vgl. „*geminal*“ – paarig – im Text weiter unten.

S. 149

Selig sind die Toten: Verweis auf die Erzählung *Echos Knochen*, die mit dem Satz beginnt: *The dead die hard* – Die Toten sterben unsanft (oder gar nicht). Sie werden in der Danteschen Vorhölle einer Läuterung unterzogen, um dann wiedergeboren zu werden.

Reichen Sie ihm den Schwamm: *Pass the sponge* im Original. *Pass the sponge* ist ein englisches Gesellschaftsspiel, bei dem ein nasser Schwamm herumgereicht wird. Beckett assoziiert dies mit der Kreuzigungsszene in Matthäus 27:48 „Und alsbald lief einer unter ihnen, nahm einen Schwamm und füllte ihn mit Essig und steckte ihn an ein Rohr und tränkte ihn.“

In der frz. Fassung (*Passez l'éponge ... selon saint Mathieu*) handelt es sich um die Redensart „Schwamm drüber!“, ergänzt durch „... nach Art des heiligen Matthäus“.

S. 150

Organisator (engl: *organizer*), der „Spemann-Organisator“, ein Signalzentrum im Embryo, das dessen Entwicklung steuert. Der Entdecker erhielt 1935 den Nobelpreis für Medizin.

S. 152

Quin: Capper Quin, rätselhafte Schattengestalt in *Mehr Prügeln als Flügel* und in *Watt*, erwähnt auch in *Echos Knochen* und *Malone stirbt*.

S. 153

arktische Blumen: *arctic flowers* im Original. Zitat aus den Schlußzeilen des Beckett-Gedichts „Enueg I“ von 1931, die wiederum aus den Schlußzeilen des Gedichts „Barbare“ von Rimbaud übernommen sind:

Ah the banner

the banner of meat bleeding

on the silk of the seas and the arctic flowers

that do not exist.

(Ah die Fahne

die Fahne aus Fleisch blutend

auf die Seide der Meere und die arktischen Blumen

die es nicht gibt.)

S. 155

destrosursum: *destro* ital. rechts, *sursum* lat. hinauf, also: nach rechts oben gerichtet.

S. 156

Die Inseln der Seligen: in der griech. Mythologie das Elysion im äußersten Westen des Ozeans, das den unsterblichen Götterliebenden vorbehalten war.

Nachwort

Warum sollte man die Hervorbringung eines Kunstwerks
nicht ihrerseits als Kunstwerk auffassen?

PAUL VALÉRY

Anfang 1946, dreieinhalb Jahre nach der überstürzten Flucht aus dem besetzten Paris, kehrte Beckett in seine glücklicherweise verschont gebliebene Wohnung zurück. Doch schon Tage später zog er ins Hotel und begann zu schreiben. Auf die Erzählung „Das Ende“ folgten im Sommer 1946 der Roman *Mercier und Camier* und Anfang 1947 das Drama *Eleutheria*, in den Jahren danach die drei Romane *Molloy*, *Malone stirbt* und *Der Namenlose* – und dazwischen 1948 der Zweiakter *Warten auf Godot* sowie mehrere Erzählungen und *Texte um Nichts*.

Nicht nur die Vielzahl von Werken in so kurzer Zeit läßt vermuten, daß in den Jahren des kriegsbedingten Schweigens ein Vorhaben in ihm gereift war, das nur darauf gewartet hatte, in die Tat umgesetzt zu werden. Und tatsächlich unterscheiden sich die Nachkriegstexte deutlich von seinem bisherigen Schaffen.

Man kann durchaus von einem Neubeginn spre-

chen, und daß er mit der großen historischen Zäsur von 1945 zusammenfiel, war kein Zufall. Der Horror des Weltkriegs war vorüber, aber er wirkte weiter. Der Verlust vieler Freunde, Geldmangel und Hunger, die Bomben von Hiroshima und Nagasaki, die Nürnberger Prozesse, die ungewisse politische Entwicklung – all das spielte ebenfalls eine Rolle in Becketts Überlegungen, wenn er an seine berufliche Zukunft dachte.

Daß er seine Werke fortan auf französisch schrieb, hatte neben anderen Erwägungen auch einen sehr praktischen Grund. Er war entschlossen, Irland den Rücken zu kehren, die Hauptstadt der europäischen Avantgarde endgültig zu seinem Lebenszentrum zu machen und sich als französischer Schriftsteller zu behaupten, komme, was wolle. Aber erst im Januar 1953 brachte ihm der überraschende Bühnenerfolg von *Warten auf Godot* den großen Durchbruch. Vorausgegangen waren sieben entbehrungsreiche, doch literarisch äußerst fruchtbare Jahre, die begleitet waren von der deprimierenden Suche nach Publikationsmöglichkeiten und der Ungewißheit, ob er, inzwischen 47 Jahre alt, jemals ein Publikum finden würde.

Als der Bann gebrochen war, *Warten auf Godot* in aller Welt gespielt wurde, fanden auch die anderen Texte, die in den sieben Jahren entstanden hatten, ihre Leser. Aber nicht alle. *Mercier und Camier* und das Drama *Eleutheria*, mit denen er begonnen hatte, ver-

senkte Beckett in der Schublade, nachdem er sich lange vergeblich bemüht hatte, einen Verlag für sie zu finden.

Inzwischen ein gefragter Autor, antwortete er im Januar 1954 seinem Pariser Verleger Jérôme Lindon auf dessen begeisterten Brief („Ich habe *Mercier und Camier* gelesen und finde es einfach großartig“) postwendend: „Ich fände es schlichtweg unerträglich, wenn dieser Text zu meinen Scheinlebzeiten erschiene. Wenn Du willst, kann er immer noch in einem *Merdes Posthumes* betitelten Band Platz finden.“ (Beckett, *Briefe II*, S. 463)

In den sechziger Jahren wurde er dann empfänglicher für das Drängen von Freunden und Verlegern, unveröffentlichte Texte herauszurücken. Der Umstand, daß er 1969 (zu seinem Entsetzen) den Nobelpreis erhielt, dürfte ebenfalls zu dem Entschluß beigetragen haben, *Mercier und Camier* gegen alle Bedenken freizugeben. Am 31. Januar 1970 schrieb er an seinen Londoner Verleger John Calder: „Aber in den letzten paar Tagen ist der Druck von allen Seiten so stark geworden und ich dessen so müde, daß ich kapituliere.“ (*Briefe IV*, S. 322)

Der Roman erschien also 1970 in Paris, und fast zwangsläufig ergab sich für Beckett daraus die Verpflichtung, eine adäquate englische Übersetzung anzufertigen. Im Mai begann er widerwillig mit der Arbeit – und verzweifelte sogleich am ersten Kapitel.

Wie immer schonungslos gegen sich selbst, versicherte er seiner Vertrauten Barbara Bray am 1. Juni 1970: „Geschmier der übelsten Sorte. Am Ende des 1. Kap. mit Übersetzung steckengeblieben. Auf englisch sogar noch schlimmer.“ (*Briefe IV*, S. 337)

Nun war es nichts Außergewöhnliches, daß Beckett, stets unterwegs zu neuen Ufern, seine älteren Texte zeitweise mit Geringschätzung, ja Abscheu betrachtete. Und mitschuldig an dem verheerenden Eindruck, den er hier vermittelt, ist zweifellos die Qual des Übersetzens eigener Werke aus einer Schaffensphase, die er längst hinter sich gelassen hatte.

1972, zwei Jahre nach der französischen Erstausgabe, erschien die deutsche Übersetzung von Elmar Tophoven, deren Entstehen Beckett wohlwollend-kritisch begleitet hatte – eine Zusammenarbeit, die ihm offenbar einen neuen Zugang zu dem mittlerweile 25 Jahre alten Roman eröffnete und ihn darin bestärkte, die begonnene Übersetzung ins Englische mit einer gründlichen Revision zu verbinden. Erstaunlich daran ist, daß er sich (mit Unterbrechungen) vier Jahre lang damit abmühte, den geschmähten Text in seiner Muttersprache zu reproduzieren, um ihn dann in neuer Gestalt in die Reihe seiner Werke aufzunehmen.

Schon ein flüchtiger Vergleich der englischen Fassung von 1974 mit der französischen von 1946 zeigt, daß es ihm gelungen war, die Frische des Neubeginns in das gereifte Endprodukt hinüberzuretten. Die un-

verkennbare Spielfreude, mit der er ursprünglich darangegangen war, den Ausdrucksreichtum des französischen Erzählens für sich zu erobern, hatte zu schwelgerischen Sätzen geführt, die sich in der englischen Fassung durchaus wiederfinden. Doch das unscharfe Einkreisen und wolkige Andeuten des Gemeinten, das viele französische Passagen an sich haben, gewürzt mit allerlei sprachlichen Volten, erregte nun womöglich seinen Unwillen, weil er inzwischen viel genauer wußte, was er damals hatte sagen wollen. Jedenfalls gewinnt der Text in der englischen Übersetzung deutlich schärfere Konturen, und der Eindruck einer fahrig-willkürlichen Prosa wird durch eine Tonalität überformt, in der die Mehrbödigkeit und auch das Unheimliche des Geschehens plastisch zutage tritt.

Man kann es auch kürzer sagen: Becketts Englisch war dem in Dublin spielenden Roman am Ende doch angemessener als das artifizielle Französisch, das er gebraucht hatte, um seine neue Poetik zu erproben.

Elmar Tophoven bemerkte dazu 1976: „In der englischen Ausgabe weicht er allerdings teilweise erheblich vom französischen Original ab und hat den Text an vielen Stellen gekürzt, gestrafft und verdeutlicht. [...] Wenn dies alles bei der Überarbeitung des Textes für diese Werk-Ausgabe [Suhrkamp 1976] hätte beachtet werden müssen, wäre fast ein neuer Roman dabei herausgekommen.“

Nach dem Abschluß meiner Übersetzung der englischen Fassung kann ich Tophovens Feststellung nur bekräftigen: Es ist tatsächlich ein neuer Roman entstanden. Er stammt von einem Beckett, der nicht mehr tastend am Anfang seiner zentralen Schaffensphase stand, sondern souverän an deren Ende. Und offenbar war er mit dem Ergebnis zufrieden, denn von seinen alten Verdikten war nichts mehr zu vernehmen.

Was blieb, waren die Einwände der Kritiker. Viele haben das Buch – in der alten wie in der neuen Fassung – als Nebenwerk abgetan, gar als mißratenes Experiment, und monierten zahlreiche Lücken und Widersprüche im Erzählablauf (bis hin zu Unregelmäßigkeiten im Druckbild). Und das, obwohl Beckett bekannt und gefürchtet war für seinen Perfektionismus, was die handwerkliche Seite seines Metiers betrifft, von der künstlerischen ganz zu schweigen. Was sollte ihn also 1946 veranlaßt haben, ein schwaches, ja fehlerhaftes Manuskript an diverse Verleger zu schicken? Und zudem denselben Text 25 Jahre später mitsamt den angeblichen Mängeln ins Englische zu übertragen?

Diese Fassung letzter Hand erstmals in Deutsche zu übertragen, bot mir nun die willkommene Gelegenheit, mich in die Eigenheiten dieses Textes zu vertiefen und dem Rätsel seiner stiefmütterlichen Behandlung durch die Literaturkritik auf die Spur zu kommen.

Obwohl die beiden Helden Mercier und Camier ihre Reise gründlich durchdacht und geplant haben, so liest man, ist schon ihr Aufbruch von Komplikationen begleitet. Und so chaotisch, wie es beginnt, geht es weiter. Die beiden kommen nicht recht voran, ihr Bewegungsmuster ist und bleibt das leitmotivisch allgegenwärtige Hin und Her. Sie verstricken sich in abwegige Dispute, verweilen ein wenig zu lange bei der huldvollen Helen, haben seltsame Begegnungen und Visionen, bleiben in diversen Kneipen hängen, versteigen sich gar zu einer Mordtat und verziehen sich ins Hochmoor, wo sie in einer nächtlichen Ruine erfrieren müßten, wären sie nicht bloße Erfindungen des Erzählers, der ihnen ein Fortleben vergönnt – zurückgekehrt in ein Dublin, das aus den Gestalten, Gespenstern und Schauplätzen älterer Beckett-Texte besteht.

Viele Dialoge und Aktionen bleiben dunkel, vieles passiert wie aus heiterem Himmel, während der sprunghafte Wechsel der Szenen und Erzählstile manchmal den Eindruck erweckt, als hätte Beckett es am nötigen Ernst fehlen lassen und kein allzu großes Interesse verspürt, seine Leser mit auf die Reise zu nehmen.

Doch sich mit diesem oberflächlichen Eindruck zufriedenzugeben, wäre fatal. Die aufmerksame Lektüre rätselhafter Passagen zahlt sich schnell aus, und gleich der erste Satz des Romans liefert bei Lichte beschen alle Hinweise, die man braucht, um die interpretatori-

schen Kurzschlüsse zu vermeiden, denen so viele Kritiker erlegen sind. Es lohnt sich also, diesen Satz gründlicher zu betrachten, bevor man sich den beiden Helden anvertraut, und er hat es wahrlich in sich: „Die Reise von Mercier und Camier kann ich erzählen, wenn ich will, denn ich war immer mit ihnen.“

Hier stehen drei „Ich“ so dicht beieinander, daß sie danach verlangen, voneinander geschieden zu werden: ein Ich, das etwas erzählen *kann*, wenn ein anderes Ich es *will*, und ein drittes Ich, das auf noch unklare Weise mit dem Pärchen Mercier und Camier verbunden ist. Daß diese drei Ich-Stimmen in einem Atemzug vereint sind, provoziert sogleich den Gedanken an eine unheilige Dreieinigkeit: Den allmächtigen Autor, den von ihm gesandten Erzähler und dessen Botschaft – eine Konstellation, die hier (sanft blasphemisch) als einprägsames Muster für das Zusammenwirken dieser drei Instanzen dienen mag.

Zugleich liefert Beckett mit dem Anfangssatz die denkbar kürzeste Form einer klassischen Rahmenhandlung, die dafür sorgt, daß auch Ich 1 und Ich 2 zu Romanfiguren werden. Das Buch handelt demzufolge von einem erfundenen Autor, der einen Erzähler erfindet, der eine erfundene Geschichte erzählt. Mehr ist nicht vonnöten, um eine simple Reisegeschichte in ein schwebendes Gebilde zu verwandeln, das einzig aus dem Zusammenspiel fiktiver Gestalten und den Erzählsträngen besteht, die daraus erwachsen.

Worauf sich dieses Zusammenspiel stützt, wie es funktioniert und wozu es dient, beschreibt Beckett mit schöner Klarheit im 6. Kapitel: „Camier blickte auf den Mann, der Mercier anblickte, welcher den Blick auf Camier richtete. So wurden, obwohl sich keine Blicke trafen, Anblicke extremer Komplexität erzeugt, die jedem von ihnen ermöglichten, sich ihrer in drei verschiedenen simultanen Versionen zu erfreuen. Dazu kamen, auf gemäßigter Ebene, die drei Versionen des Selbst, deren jeder der beiden anderen sich erfreute. [...] Alles in allem ein grausiges Durcheinander, aber lehrreich, sehr lehrreich.“

Aus dem Luftgebilde gespiegelter Projektionen, für sich genommen ein „grausiges Durcheinander“, entsteht nun das Beziehungsgeflecht der Akteure, das sich verselbständigt und zum Drama steigert, während der Erzähler zurücktritt und dieses Phänomen vorführt wie ein Bühnenstück.

Hiermit vollzieht Beckett den radikalen Bruch mit dem Realismus, der noch sein Frühwerk bestimmte. *Mercier und Camier* (und alles nachfolgende) entsteht nicht mehr aus Wirklichkeitsbildern, nur noch aus dem Material, das die Interaktion seiner fiktiven Akteure hervorbringt. Dieses Material, in sich geschlossen, bildet seinen eigenen Kosmos aus und dient nun als abgehobene künstlerische Weltmetapher, eben jenes dritte „Ich“, das seine Wahrheit nur noch in sich selbst sucht.

Wie sich dieser Abschied von der äußeren Realität in Literatur verwandeln läßt, in einen vollwertigen, ganzheitlichen Gegenentwurf zur realen Wirklichkeit, probiert Beckett hier erstmals aus. Er hat zwar alles schon bedacht, wie es scheint, aber das Spannende ist nun, wie er im Sommer 1946 seine neuen Wege ebnet, wie er pralle Gestalten formt, die aus dem Nichts kommen, und sie mit all den Rätseln und Abgründen ausstattet, die ihn selbst ausmachen, und wie er so, Schritt für Schritt, aus dem „grausigen Durcheinander“ seiner Innenwelt einen eigenen dichterischen Kosmos schafft.

Mit anderen Worten, der Roman ist alles andere als ein fragwürdiges Experiment. Die Reise, die er beschreibt, verläuft nach Fahrplan und entfaltet ein großartiges Panorama des existentiellen Scheiterns, in dem Becketts Kosmos erstmals als Ganzheit erscheint.

Da sich das alles leicht behaupten läßt, soll das Nachfolgende wie eine Art Lesebericht zusammentragen, woraus dieser Kosmos entsteht, wie er beschaffen ist und welche Spielräume er eröffnet.

Auffallend sogleich ist der merkwürdig abgehobene Tonfall, mit dem der Erzähler die Reise seiner beiden Gestalten zelebriert. Diese gestelzte Sprache, die sich wie eine Folie über das ganze Geschehen breitet und alle Dialoge einfärbt, hält das disparate und eher banale Geschehen zusammen, weist aber sichtlich

darüber hinaus. Verfolgt der Erzähler, statt Leser oder Zuhörer möglichst dicht an das Geschehen heranzuführen, in Wirklichkeit seine eigenen Ziele? Der fiktive Autor, der dem Erzähler auf die Finger schaut, mischt sich denn auch wiederholt mit ironischen Kommentaren ein. „Riecht fabriziert“, sagt er etwa im 1. Kapitel, nachdem der Erzähler das verzögerte Zusammentreffen der beiden Helden allzu betulich in Form einer Fahrplantabelle dargestellt hat.

Hier zeigt sich auch schon der entscheidende Vorzug der Aufspaltung von Autor und Erzähler in ein Doppelwesen, die einen inneren Konflikt nach außen kehrt und zugänglich macht. Der Autor verkörpert offenbar das hohe künstlerische Wollen und schiebt dem Erzähler die praktische Durchführung zu, in der die Makel seiner Persönlichkeit und die Schwächen seiner Kunstfertigkeit zutage treten.

Der Erzähler wiederum (als Fleisch vom Fleische des Autors) reproduziert eben diese Aufspaltung in seiner Erzählerrolle, indem er ein Altmänner-Pärchen auf den Weg schickt, das unauflöslich verquickt ist, mal streitend, mal miteinander verschmelzend, und so den Widerstreit verkörpert, auf den sich sein inneres Gleichgewicht stützt: Der genialisch-zerquälte, selbstdestruktive Mercier benötigt den lebensklugen, praktischen Camier. Nur zusammen können sie existieren – und Dialoge von atemberaubender Absurdität produzieren. Absurd deshalb, weil in ihren Sätzen alle Be-

zugesebenen des Romans gleichzeitig anklingen müssen (und man kann beliebig viele hineindeuten). Dies wiederum zwingt sie zu so „abgehobenen“ Äußerungen, daß sie sich mit allem, was sie sagen, wie im falschen Film bewegen.

Sie klammern sich an ein hergeholtes Thema, etwa einen schadhafte Schirm, während sich ihr Konflikt im Moment der Artikulation auch schon in Luft auflöst und beide Gestalten auf ihr Rollenklischee zurückwirft. Vielleicht machte Beckett erst bei der Ausgestaltung dieses Wechselspiels eine weitere nützliche Entdeckung: Die entwaffnende Komik solcher Dialoge bietet soviel Absturzpotehtial, daß sie schon ihr eigenes Drama in sich tragen. Nicht von ungefähr begegnet man diesen Dialogen in *Eleutheria* wieder, Becketts erstem Stück, das er wenige Monate später begann. Zur Vollendung gelangen sie dann in *Warten auf Godot*, dem Zweiakter, der im Jahr darauf folgte.

Doch zurück zu Mercier und Camier: Da die beiden Gestalten nur als Projektionen des mit seinem inneren Zwiespalt befaßten Erzählers existieren, haben sie keinen eigenen Inhalt und nur soviel Charakter, wie er ihnen zugesteht – er kann mit ihnen verfahren, wie es ihm paßt. Es ist seine Idee, sie auf eine Reise zu schicken, und er benutzt sie wie ein Marionettenspieler von mäßigem Talent, der sich davon ernährt, daß er sein Innenleben als Jahrmarktsattraktion ver-

kauft. Genauso verfährt er natürlich mit den anderen Romangestalten, die er je nach Bedarf aus der Puppenkiste zieht.

Nichts hiervon erinnert mehr an den Autor Beckett, der im Sommer 1946 an seinem Schreibtisch grübelt, ob und wie es mit ihm als Schriftsteller weitergehen soll. Und doch hat er sich allen Gestalten, die er erfindet, anverwandelt, getreu der alten Einsicht, daß man nichts Menschliches erfinden kann, was nicht in einem selbst steckt. Er muß sich zusammen mit ihnen in ihre chaotischen Unternehmungen verwickeln, um ihr und sein Scheitern zu der künstlerischen Notwendigkeit zu machen, der die Komik entspringt – und dann davon zu leben. Wer ihm dorthin folgt, kann sich an dem clownesken Spiel erfreuen, mit dem er sich selbst ad absurdum führt.

Mercier und Camier scheitern mit ihrer Reise, der Erzähler scheitert mit seiner Erzählung, und der Autor gestaltet damit den gescheiterten Versuch, aus seinen Verwandlungsspielen ein geglücktes Unternehmen, ein ordentliches Buch zu machen. Alle Kreise haben sich geschlossen, und zur Komplettierung des ganzen fehlt nur noch eins: der scheiternde Leser, vertreten durch den unzufriedenen Kritiker.

Es erübrigt sich wohl zu betonen, daß es sich bei diesem Scheitern um den Dreh- und Angelpunkt der Beckettschen Ästhetik handelt: „Immer versucht. Immer gescheitert. Egal. Wieder versuchen. Wieder

scheitern. Besser scheitern.“ (So in seinem Hörspiel *Aufs Schlimmste zu*, 1983)

Nachdem die im Anfangssatz angelegte Dynamik und Spannweite der Erzählkonstellation skizziert ist, wäre zu fragen, was es mit der so plakativ angekündigten Reise auf sich hat. Denn das, was der Handlungsablauf zu bieten hat, ist ein Flickenteppich aus gescheiterten Versuchen, die Reise in die Tat umzusetzen.

Das Vorhaben wird von allen möglichen Randereignissen überlagert, die in verschiedene Richtungen weisen und das besagte „grausige Durcheinander“ erzeugen. Man braucht ihn also, so einen Teppich, um den Handlungsraum zu definieren und die perfide Doppelbödigkeit der Sätze zu erspüren, und tatsächlich gibt es einen solchen bei Helen – einen Teppich, der die ganze Szene zusammenhält und abgründige Sätze ermöglicht wie diesen: „Man glaubt, man hätte ihn noch nie gesehen, sagte Mercier, und hat sich jahrelang auf ihm gewälzt.“ (2. Kapitel)

Aber damit nicht genug: Solcherart geadelt, dient der Teppich auch als Unterlage für das Zeitungsblatt, auf dem der Kakadu seine Ausscheidungen hinterläßt, und kommt im 5. Kapitel noch einmal zu Ehren als Schauplatz einer zärtlichen Dreisamkeit. Zufall? Solche Requisiten als wiederkehrende Motive durchziehen den Text, verwandeln den Schauplatz in eine

Bühne und bereichern den Erzählablauf um diverse Unter- und Obertöne, ja, in einen „gemischten Chor“ (2. Kapitel), für den man im Verlauf der Lektüre, während sich das Chaos lichtet, ein zunehmend waches Gehör entwickelt.

Während die Reise Fahrt aufnimmt, konsolidieren sich Erzähllinien und Leitmotive, und es fällt auf, daß sich die beiden Helden auf Schritt und Tritt beobachtet fühlen. Sie werden bedrängt von „zottigen Gestalten“ und tun Dinge, die sie sich nicht erklären können. Trotz aller guten Vorsätze erliegen sie ständig dem spukhaften Sog einer anderen Wirklichkeit, und es bleibt offen, ob der Erzähler nur ihre Trunkenheit bemänteln will, wenn er ihre Abenteuer mit notdürftig verhüllten Motiven aus seiner Dante-Lektüre ausstaffiert, denn die wiederkehrenden Rückgriffe auf Orte und Gestalten des „Inferno“ sorgen für eine literarisch hochkarätige Unterströmung, mit der sich die beiden Kunstfiguren schmücken können wie der Erzähler selbst.

Eine weitere Reise findet im gequälten Hirn von Mercier statt. Immer wieder verfällt er in Grübeleien, die ihm die Untragbarkeit seines Daseins mit aller Drastik vor Augen führen: „Merciers Reflexionen war zu eigen, daß sie stets von derselben Woge durchflutet wurden, die ihm den Verstand hinwegfegte, ganz gleich, wo sie ansetzte, und ausnahmslos auf denselben Klippen strandete. Vielleicht handelte es sich nicht so

sehr um Reflexionen als vielmehr um einen dunklen Sturzbach des Sinnierens, in welchem Vergangenheit und Zukunft zu einem einzigen Strom verschmolzen und bei einer Gegenwart endeten, die niemals gegenwärtig wurde.“ So im 2. Kapitel, gefolgt von einem sarkastischen „Nun ja“ des Autors, das die rhetorische Aufwallung des Erzählers sogleich ironisiert.

Denn die eigentliche Reise, die den ganzen Roman zu einer einzigen Metapher macht, ist die Reise durch Becketts eigene literarische Laufbahn, die in den Kriegsjahren zum Stillstand gekommen war und 1946 vor dem Nichts stand, als er die Doppelgestalt des fiktiven Autors/Erzählers erdachte, um, mit den Worten Merciers, Vergangenheit und Zukunft zu einem einzigen Strom zu verschmelzen.

Das Besondere oder Einzigartige daran war jedoch der Entschluß, es nicht nur in Gedanken zu tun, sondern auf dem Papier, dabei erzählerische Möglichkeiten und Grenzen auszutesten und die künstlerische Vision sogleich in die Form eines Romans zu gießen, an dem sich erweisen mochte, ob und wie diese Operation geglückt war.

Die elaborierte Mehrdimensionalität des Textes liegt bei diesem Romankonstrukt offen zutage wie eine Spielvorlage; die verschiedenartigen Reisemetaphern, übereinandergelegt (und man kann sich weitere dazu-denken), lassen erkennen, wozu sie gebraucht werden oder zu gebrauchen sind. Und so erlaubt der Roman

jedem, der zwischen den Zeilen liest, überraschende Einblicke in Becketts Gedankenwerkstatt. Unter den abgehobenen Sätzen schaut deren Stützwerk hervor und auch der Autor selbst, der sein Tun kommentiert, seine Inszenierung begründet und sich einmal – wie der Baumeister einer gotischen Kathedrale – ein Denkmal setzt, als Schöpfer eines begehbaren Selbstporträts, an geeigneter Stelle, diskret, aber unschwer zu erkennen, nämlich als (der bereits erwähnte) Kakadu in Helens Salon: „Er krallte sich zittrig an die Sitzstange, die in einer Nische an der Decke schaukelte, schwindlig gemacht durch den Widerstreit von Schwingung und Drehung. [...] Hin und wieder klaffte der Schnabel auf und blieb sekundenlang, wie es schien, fischmaulartig aufgesperrt. Dann war zu sehen, daß sich die schwarze Spindel seiner Zunge bewegte. Die Augen, vom Licht abgewandt, von unaussprechlicher Bestürzung und Verzweiflung erfüllt, schienen ganz Ohr. Qualvolle Zuckungen durchfuhren sein Gefieder, das in ironischer Pracht erstrahlte. Unter ihm, auf dem Teppich, war ein großes Zeitungsblatt ausgebreitet.“ (2. Kapitel)

Der erste Schauplatz des Romans ist ein kleiner Park irgendwo in Dublin, dessen Mitte eine riesige, sterbende Blutbuche bildet. In seiner bühnenbildhaften Prägnanz bildet der Park den Ort, der in *Warten auf Godot* zu einem mickrigen Bäumchen geschrumpft

wird, aber hier im Roman einen Warnhinweis bereithält, der sich auf den Park bezieht, zugleich auf den Roman selbst: „Für die nicht in seine Geheimnisse Eingeweihten hatte er, umständlich zu durchqueren und nicht leicht zu verlassen, etwas von einem Labyrinth. Hineinzukommen war folglich das Einfachste der Welt.“

Damit das Spiel der Mehrfachreferenzen nicht zum Verwirrspiel wird oder im Ungefähren versandet, braucht es eine kräftige Handlungsschiene, eine Reise, die sich durch eine vertraute Alltagsrealität zieht und dennoch mit den anderen Bezugsebenen verbunden bleibt. Ort und Zeit der Reise sind daher real: Es ist Becketts engere Heimat, wie sie in ihm lebt, Dublin und Umgebung in der Zeit nach dem Krieg. Er war dorthin zurückgekehrt, um nach mehrjähriger, kriegsbedingter Abwesenheit die abgerissenen Kontakte neu zu knüpfen, aber auch, um den endgültigen Absprung nach Paris vorzubereiten. Sein Wiedersehen mit Dublin und dessen Bewohnern, die Straßen und Kneipen, nicht zu vergessen das Meer, die weiten Höhenzüge der Umgebung und der irische Himmel, der das alles überspannt, liefert ihm nun eine solide Stoffgrundlage für diese spezielle Reise, die sich auf den Januar 1946 datieren läßt.

Mercier und Camier fahren mit dem Bummelzug gen Süden (vorbei an Becketts Geburtsort Foxrock), und in diesem Zug (verewigt im Hörspiel *Alle die da*

fallen von 1957) begegnet ihnen Mr. Madden, das Wrack eines Sadisten aus Leidenschaft, eine Gestalt wie aus Dantes Hölle, die sich mit ihren Abscheulichkeiten brüstet. Wenig später, als sich die beiden Helden im Gasthaus mit einer Flasche Whiskey auf ihr Zimmer zurückgezogen haben, folgt der Auftritt des Mr. Conaire, eines pedantischen, eitlen, larmoyanten Schreibtischtäters aus der „Gaskammer von Dublin“, wie er selbst verkündet. Während die erste Höllengestalt des Romans, der uniformierte Parkwächter im Anfangskapitel, noch zum authentischen Personal der Romanhandlung (oder eines beliebigen Marionettentheaters) gerechnet werden kann, sprengen Madden und Conaire und Erzählrahmen und durchbrechen die narrative Geschlossenheit des Romans.

Im Sommer 1946, kurz bevor Beckett mit der Niederschrift des Romans begann, wurde die Welt von den Enthüllungen der Nürnberger Prozesse erschüttert, und nicht nur Beckett, der bei seiner Museumstour durch das Nazideutschland von 1936/37 noch mit Sarkasmus auf die bedrohlichen Vorzeichen reagiert hatte („Alle Kломänner sagen Heil Hitler. Die besten Bilder sind im Keller“, *Briefe I*, S. 460), mußte sich nun fragen, was das für Menschen waren, die sich durch solche Greuel hervortaten. Daß Mr. Conaire vor seinem Gang auf den Abort vom Frankfurter Hauptbahnhof schwärmt, auf dem er das Wort „HIER“ in feurigen Lettern geschrieben sah, ist dann schon fast

ein Zuviel des Eindeutigen, das sich Beckett aus zwingenden ästhetischen Gründen versagte.

Eingebettet sind diese beiden Auftritte in die anderen Stationen, die Mercier und Camier in diversen Lebenslagen zeigen: Mercier als pathologischen Frauenhasser und Rabenvater, Camier als ausgleichendes und tröstendes Gemüt, dessen flugs herbeigeschafftes Sahnehörnchen jedoch nur bewirken kann, daß Mercier in Tränen ausbricht angesichts der gräßlichen Rollen, die ihm der Erzähler zu Recht oder Unrecht auf den Leib geschneidert hat: „Es gibt Tage, sagte Mercier, da wird man jede Minute neu geboren. Dann ist die Welt voll beschissener kleiner Merciers. Es ist die Hölle! Oh, all dem zu entsagen!“ (2. Kapitel)

Bei der Lektüre erlangt man früher oder später die Übung, im Großen das Kleine und im Kleinen das Große zu entdecken, in der Albernheit den Tiefsinn, und man stößt auf Sätze, die, obwohl sie so tun, ganz bestimmt nicht von Stadtmöbeln handeln: „Schwere Ketten, aufgehängt zwischen kleinen Steinsäulen, säumen als massige Girlanden den Fußweg am Straßenrand. Einmal in Bewegung versetzt, schaukeln sie immer weiter, stetig oder in schlangengleichen Windungen. Hierher kam Mercier zum Spielen, als er klein war. An den Ketten entlangrennend, setzte er sie in Bewegung, eine nach der anderen, mit einem Stock, dann drehte er sich um und schaute, wie das starke

Schlenkern den Gehweg von einem Ende zum anderen erschütterte, bis es schien, als würde es nie mehr zur Ruhe kommen.“

Diese Passage bildet das Ende des 5. Kapitels und den Wendepunkt des Romans.

Mercier irrt durch Dublin, in einen seiner abgründigsten Monologe versunken, und wird durch den Anblick der Ketten daran erinnert, daß er sie als Kind zum Schwingen brachte: Wieder eine jener Metaphern, die bei Berührung aufplatzen wie reife Früchte – und man sieht die Kette der literarischen Texte vor sich, die der Autor Beckett schon in jungen Jahren in Bewegung setzte. 1946 erträumt sich sein Mercier davon eine wirkmächtige Schwingung, die sich durch das ganze Werk fortpflanzt und nie mehr zur Ruhe kommt.

Alle Sphären und Facetten des Romans werden zum Ende hin zusammengeführt und runden sich zu dem dantesken Kreislauf von Leben, Sterben und Wiederkunft, den Beckett schon in *Echos Knochen* (1934, erschienen 2014, deutsch 2019) entwarf, der lange unveröffentlicht gebliebenen Schlußerzählung des Zyklus *Mehr Prügel als Flügel*.

In der Kneipe, wo sich Mercier und Camier nach langer Trennung und einem Zwischenaufenthalt im Totenreich wiederfinden, löst sich aus dem Gedränge der Unterweltsgestalten auch Watt, der Protagonist

des gleichnamigen Romans, an dem Beckett während der Kriegsjahre schrieb. („Mercier und Camier waren doch eine andere Liga, bei all ihren Fehlern“, befindet der Erzähler im 8. Kapitel über ihn – und meint damit die Gestalt *und* den Roman.) Die Herrschaften fremdeln, es kommt zu einem bedrohlichen Tumult, die vom Whiskey inspirierte Verdoppelung der Gestalten steigert sich bis zur phantasierten Totgeburt eines „Doppelzwillings“ (auch das eine Metapher für den Roman und sein Personal), und Mercier und Camier müssen sich auf der Straße in Sicherheit bringen, um zuerst widerwillig, dann vom Erinnern an eine vergessene Sehnsucht getrieben, gemeinsam zu der Stelle am Kanal aufzubrechen, wo man am Nachthimmel manchmal die „arktischen Blumen“ erblicken konnte. Natürlich sehen sie nichts als schwärzliches Gewölk, aber sie erinnern sich, daß sie einmal jung waren, daß sie träumten und liebten, daß sie in Gedichten lebten wie Rimbaud, dessen „arktische Blumen“ aus dem Prosagedicht „Barbare“ (1873) Beckett 1931 für sein Gedicht „Enueg I“ ausborgte und nun seinen müden Helden zum letzten, wenn auch unerreichbaren Geschenk macht. So ist es ihm am Ende gelungen, auch seine Marionetten zu vermenschlichen.

Um das Geschehen zu überschauen, kann man diesen Bogen schlagen, es bieten sich auch andere an, wie es ein labyrinthisches Erzählgerüst so an sich hat. Und

es bleiben Fragen: Hat sich Beckett das ganze ausgedacht, um seine Erzählkunst in der französischen Sprache zu erproben? Mit möglichst vielen Schauplätzen, Verwicklungen, Konflikten, Stilebenen, Tonlagen? Hat er ein Thema durchgespielt, das ihm die Entwicklung einer „uneigentlichen“ Sprache ermöglichte, die vor allem aus ihren Resonanzen, Zwischenräumen, Unterströmungen besteht? Oder ist der ganze Aufwand dem Bemühen geschuldet, das zwangsläufig in den Text eingeflossene Selbstporträt zu kaschieren?

Entstehungszeit und -umstände des Romans legen noch andere Antworten nahe, die ebenfalls Vermutungen bleiben müssen, weil sie außerhalb des Rahmens liegen, den der Autor gesetzt hat, als er den Strich zwischen seinem fiktiven und seinem realen Ich zog, um als der Autor weiterzumachen, als den man ihn kennenlernen sollte.

Eine naheliegende Hypothese wäre, daß Beckett mit diesem Roman nicht nur die Perspektive für seine Zukunft als Schriftsteller entwarf, sondern auch Mittel und Wege suchte, den künstlerischen Ertrag seines Frühwerks mit allem, was sich damit verband, bruchlos in sein zukünftiges Schaffen zu überführen. Zu diesem Zweck erfand er einen „neuen Beckett“, der den „alten Beckett“ in der Gestalt des Erzählers mit allem, was der zu bieten hatte, zu Wort kommen ließ, und ihn dann in die Schranken zu weisen.

Um dieser Vermutung nachzugehen, ist ein weiterer Rückblick auf Becketts Lebenswende von 1946 nötig. Grob gesagt, hatte sein Frühwerk, inspiriert nicht zuletzt von James Joyce, den Widerstreit von äußerer und innerer Realität so weit zugunsten letzterer verschoben, daß er seiner Innenwelt immer näher kam, sich jedoch vom erhofften Publikum immer weiter entfernte. Sein Roman *Murphy*, 1936 entstanden, 1938 in London erschienen, war kaum beachtet worden. Die Kriegsjahre hatten alle seine Bemühungen und Hoffnungen durchkreuzt, er stand förmlich vor dem Nichts. Mit den 13 läppischen Sprüchen im 5. Kapitel, die Mercier und Camier in einer ihrer Beratungen feierlich zu ihren Maximen erheben („4. Wenn man ganz am Ende ist, bekommen die Gedanken Nahrung“), beschwört der Erzähler jene lähmende Ausweglosigkeit, der manchmal das Rettende entspringt. Beckett jedenfalls beruft sich 1958 in seinem Stück *Das letzte Band* auf eine „Vision“, die ihm vermutlich 1945 in einer stürmischen Nacht am Pier des Dubliner Hafens vor Augen trat und die in der Erkenntnis bestand, daß das „Dunkel“, der unerkennbare Urgrund seines Inneren, dessen Rumoren er ein halbes Leben lang unterdrückt hatte, in Wirklichkeit die stärkste Quelle seiner dichterischen Kraft war: – „das Feuer in mir“.

Weihnachten 1945 zurückgekehrt nach Paris, begann er im Februar die streng autistische Erzählung „Suite“ (frz. für „Nachspiel“). Er gab ihr wenig später

den eindeutigen Titel „La fin“ – „Das Ende“, doch sie markiert den Neubeginn, den programmatischen Auftakt zum nachfolgenden Prosawerk. In karger Sprache beschreibt darin ein aus der Welt gefallenes Ich seinen eigenen Untergang, beginnend mit den Worten: „Sie kleideten mich ein und gaben mir Geld.“ Der Mann wird auf die Straße gesetzt und verliert langsam, aber zielstrebig alles, was ihn noch an das Leben gebunden hatte. Am Ende verzichtet er auf die langgehegte Absicht, einen Bericht über sich selbst zu verfassen, schluckt ein Schlafmittel, nimmt die Landschaft in sich auf und geht in den Kosmos ein: „Das Meer, der Himmel, das Gebirge, die Inseln zermalnten mich in einer ungeheuren Systole und strebten dann auseinander, bis an die Grenzen des Raums.“

Der Titel der Erzählung betrifft nicht nur den Helden und seine Selbstauslöschung. Beendet wird auch das Einströmen der äußeren Wirklichkeit in die literarischen Entwürfe des Dichters Beckett und damit der Stoffe und Perspektiven, die er sich mit seinem Frühwerk erarbeitet hatte. Ob ihn dieses Dilemma zunächst erschreckte oder ob er die Lösung dafür schon parat hatte, ist ungewiß. Aber mit dem Plan, einen „Bericht“ zu schreiben, hat sich der namenlose Held zumindest die Möglichkeit reserviert, aus seinem Dunkel heraus eine Autorenrolle einzunehmen und damit die Freiheit, nicht nur sich selbst zu spiegeln, sondern alles zu imaginieren und zu schreiben, was er

aus seiner neuen Perspektive heraus erleben, erinnern, ersinnen kann. Also warum nicht auch die Erinnerung an sein früheres Selbst zum Thema erheben?

Wenige Monate später begann Beckett den Roman, der von einem im Hintergrund bleibenden Autor „gewollt“, aber von einem ominösen Erzähler ins Werk gesetzt wird.

Die eingangs beschriebene Verdoppelung ist folglich schon in „Das Ende“ angelegt und wird von Beckett in *Mercier und Camier* zu einem grundlegenden Schaffensprinzip erweitert, das frei variiert werden kann, aber immer auf der Spannung zwischen der dunklen Kraft in seinem Inneren und den Verlockungen des Außen aufbaut. Ein Prinzip, das bis zu Dante und Vergil in Dantes „Inferno“ zurückreicht. Und genau das entspricht seiner Stellung als Schriftsteller in einer Welt, die er brauchte, um ihr die seine entgegenzusetzen.

Auf diese Denkebene gebracht, handelt *Mercier und Camier* von einem Vorgang der Ablösung, des Übergangs, der Einbettung der alten, juvenilen Beckett-Welt in die neue, spartanische Ästhetik des späteren Beckett, der das Erzählen neu erfinden muß, weil ihm das Koordinatensystem des herkömmlichen Romans, der seine Gestalten in einem sozialen Spannungsfeld agieren läßt und sie damit bis in ihre innersten Regungen hinein von außen her determiniert, nicht mehr zur Verfügung steht.

Becketts Gestalten kommen nun aus dem Nichts und folgen aufeinander wie Panoptikumsfiguren. Ihre Interaktionen entspringen der blanken Willkür des Erzählers, der die sozialen Koordinaten nur mehr persifliert – zum Beispiel nach diesem wiederkehrenden Muster: „Ich bin der Geschäftsführer, sagte der Geschäftsführer, weil er der Geschäftsführer war.“

(3. Kapitel)

So erklären sich viele Eigenheiten des Romans aus der Notwendigkeit, das fehlende Sozialgefüge durch andere Mittel zu ersetzen: Konflikte bauen sich nicht auf, aber entladen sich wie Blitze aus heiterem Himmel. Die Figuren bleiben statisch, weshalb sie schnell wieder verschwinden müssen, dafür in anderer Gestalt wiederkehren oder als Echo ihrer selbst in den anderen Sphären auftauchen und so für deren Verflechtung zu dem organischen Ganzen sorgen, das schließlich bruchlos in den „Beckett-Kosmos“ eingeht.

Solche isolierten Auftritte (seien es gespenstische Wiedergänger oder Vaudeville-Gestalten oder auch die kopulierenden Hunde im ersten Kapitel, die mit Mercier und Camier im Pavillon Schutz vor dem Regen suchen) bilden eine bunte Abfolge von Welt-Partikeln, denen hier die tragende Rolle zukommt: Sie müssen das Vergehen der Zeit ausfüllen wie das Ticken der Uhr und die Sphären miteinander verkoppeln.

Akteure unterscheiden sich dadurch von den Kom-

parsen, daß sie mit einem Stock bewaffnet sind. Alles hängt nun ab von den Künsten des Erzählers, der einen ganzen Musterkoffer von Spielzügen bemüht, um seine Darbietung zu einem heillosen Hin und Her zu steigern und daraus eine Reise zu machen, die seiner eigenen Ratlosigkeit im Zeitloch von 1946 die existentielle Dimension verleiht. Er bedient sich bei allem, was ihm in den Sinn kommt, warum nicht auch bei Kinoszene, die damals beeindruckten wie der betrunkene Hamlet-Darsteller in dem Western *My Darling Clementine* von John Ford, der großspurig mit seinem Stock auf die Theke schlägt – ein Akt, der im Roman gleich zweimal vollführt wird: von Mr. Madden im Bummelzug (3. Kapitel) und von Watt in der Kneipe (8. Kapitel).

Was dabei herauskommt, ist das Schwelgen in der Anarchie des Zufalls und im Reichtum der Referenzen, das Ausleben dichterischer Entgrenzung: Kaskaden von Klamauk, Nonsens, Absurdität, explosive Gewalt und am Ende die Travestie einer Erlösung.

Kein Wunder, daß man sich beim Lesen manches Mal fragt: Das soll von Beckett sein? Doch wenige Sätze später werden die Exzesse einghegt, und man wird daran erinnert, daß es sich um das Kopfkino des fiktiven Erzählers handelt, der die Räume des Sagbaren ausschreitet und in Szene setzt. Da er aber als autonome Ich-Instanz (nur begleitet vom fiktiven Autor) keiner sozialen, moralischen, geschmacklichen

Autorität unterliegt, muß er seine Maßstäbe aus dem Diktat seines Inneren ableiten, was aber nicht gelingen kann, weil ihm dieser dunkle Kontinent keine Ratschläge erteilt.

Die Reise von Mercier und Camier, von Anfang an eine mutwillige Herausforderung des Unmöglichen, scheitert jämmerlich in einer Ruine mitten im Hochmoor bei Dublin, und die beiden traurigen Helden werden zurückgeholt in die Unterwelt, wo schon die anderen Gestalten aus Becketts Frühwerk darauf warten, irgendwann wiedergeboren zu werden.

Wie nicht anders möglich, ist auch die Reise vom alten zum neuen Beckett mit dem Verdikt des Scheiterns belegt. Es gibt am Ende nur Verlierer, auch der Erfinder des Spiels muß Federn lassen. Er hat Kompromisse gemacht, er hat sein Frühwerk zu einer unausgereiften Vorstufe degradiert (und damit die Kritiker auf den Plan gerufen), er hat mit dieser Operation einen praktischen Zweck verbunden, obwohl er sich der völligen Autonomie seiner Dichtung verschworen hatte. Und hat erst viel später soviel Abstand gewonnen, um zu akzeptieren, daß der Roman auf diese Weise zur perfekten Metapher für den Aufbruch in die neue und endgültige Dimension seines Schaffens wurde, in der alles mit allem verwoben ist.

Die Versöhnung des neuen mit dem alten Beckett war damit vollzogen. Wenn sie das Trennende beachteten, konnten beide gemeinsam dramatische Konstel-

lationen entwickeln, die zu Bühnenstücken führten (wie *Glückliche Tage*, wo dann auch der bereits erwähnte Schirm wieder zu Ehren kommt), während der neue Beckett für sich allein weiter an seinen tiefbohrenden Prosatexten arbeitete – bis beides soweit miteinander verschmolz, daß die Trennlinie nicht mehr auszumachen war.

So oder so ähnlich kann es gewesen sein, muß aber nicht. Das liegt im Auge des Betrachters – diese Freiheit hat uns Beckett mit seiner Verschwiegenheit allen Deutungsversuchen gegenüber eingeräumt.

Die hier entwickelte Sicht ist das Produkt einer intensiven Beschäftigung mit dem Text von *Mercier und Camier*, begonnen mit dem spontanen Entschluß, die englische Endfassung ins Deutsche zu übertragen, nachdem die Übersetzung der französischen Erstfassung durch Elmar Tophoven fünfzig Jahre lang die einzig verfügbare war.

Zugleich ist die Neuübersetzung ein Folgeprodukt meiner deutschen Übersetzung der Beckett-Briefe in vier Bänden (Suhrkamp, 2013-18). Diese Briefe ermöglichen es, das Leben und Werk Becketts als Einheit und im Kontext seiner Denkarbeit zu betrachten – und damit auch seinen literarischen Texten neue Dimensionen abzugewinnen. Das Schönste daran war die Entdeckung, daß Beckett keine Erklärer braucht, um sich verständlich zu machen.

Die Zugänge öffnen sich für jeden, der bereit ist, sich auf seine Sätze einzulassen – nicht immer sofort, nicht überall, aber bei welchem originären Autor wäre das anders?

Die Arbeit an der Übersetzung war von Irrtümern begleitet. Der erste Anlauf folgte dem Bemühen, den Text in eine ansprechende belletristische Fassung zu bringen. Doch schon bald zeigte sich, daß sich Becketts Diktion dagegen sträubte. Eigenwillige Formulierungen, seltsame Wendungen, scheinbare Brüche im Erzählstil, die wie willkürliche Launen des Autors erschienen, mußten geglättet, gekittet, hingebogen werden, um einen plausiblen Erzählfluß zu ermöglichen. Die Dialoge von Mercier und Camier wirkten hingegen merkwürdig stereotyp und verlangten danach, ein wenig retuschiert zu werden.

Doch das Ergebnis solcher Bemühungen war deprimierend. Becketts Sätze, scharf akzentuiert, voller funkelnder Sarkasmen und lakonisch vorgebrachtem Aberwitz, lasen sich plötzlich wie eine brave, nur etwas unsortierte und insgesamt flache, blutarme Prosa. Die belletristische Verpackung hatte dem Text alles genommen, was seine Besonderheit ausmachte.

Erst als sich der „Doppelzwilling“ – Mercier und Camier, Autor und Erzähler – in das von Beckett entworfene Tableau einer „unheiligen Dreieinigkeit“ einfügen ließ, entstand die bildhafte Szenerie, in der jede Rolle ihren eigenen Charakter gewinnt und das Zusammen-

spiel wie auf einer Bühne seine eigene Atmosphäre entwickelt. Übersetzer und Leser, die in dieses Spiel eintreten, sind so zur Mitwirkung in einer Theateraufführung eingeladen, denn auch ihnen wird eine Rolle zugewiesen: als Zeugen der Hervorbringung eines Romans, die ihrerseits ein Kunstwerk ist.

Aus demselben Tableau tritt nun auch die Mehrdimensionalität des Erzählten plastisch hervor. Die Sätze gewinnen eine ironisch changierende Qualität (man denkt an das Gefieder des Kakadus), die, wie sich bald herausstellte, merklich oder unmerklich alle Resonanzen gleichzeitig anklingen läßt und den größten Reiz dieser Prosa darstellt. Aus dem linearen Ablauf des Erzählens wird ein vielstimmiges Konzert, aus dem belletristischen Text eine Partitur.

Für den Fall, daß es dafür noch eines Beweises bedarf, hört Camier mitten im Regen den bereits erwähnten „gemischten Chor“. (2. Kapitel)

Für die Übersetzung ergab sich daraus eine zwingende Konsequenz: Jeder Eingriff in den Wortlaut des Originals konnte den Sinn verfehlen, auf Abwege führen, ganze Dimensionen abschneiden, den Lesespaß verderben. Jede Interpolation zwischen dem Englischen und den Erfordernissen der deutschen Phraseologie verstärkte dieses Risiko. Die Übersetzung mußte sich daher so wörtlich wie nur möglich an die Vorlage halten, auch deshalb, weil nicht jede Stimme dieses gemischten Chors identifizierbar ist und erkannt wird.

Trotzdem prägt ihre Mitwirkung den Klang der Musik, die man als Leser zu hören bekommt.

Das gängige Verfahren einer Übersetzung, die unübersetzbaren Eigenheiten einer Fremdsprache mit samt ihren Strahlungen in einen „deutschen Sound“ einzubinden, hatte sich hiermit, von seiner grundsätzlichen Fragwürdigkeit abgesehen, als untauglich erwiesen. Jeder Satz mußte eine semantische, klanglich-rhythmische und auch atmosphärische Entsprechung anstreben, sich mit der deutschen Syntax ins Benehmen setzen und im weiteren auf seine musikalische Tragkraft vertrauen.

Der Versuch brachte etwas Überraschendes zutage: Was so schwierig aussah, oft genug auch war, fügte sich sehr bald wie durch ein Wunder zu einem eigenen Klangbild. Und das Wunder bestand schlicht darin, daß Beckett vorgearbeitet hatte. Die anfangs erwähnte „abgehobene Sprache“, die sich wie eine Decke über die Prosa legt und alles einfärbt, auch die Dialoge, ist nichts anderes als die Tonlage, die Beckett gewählt hat, um alle Stimmen des Textes zu einer komponierten Sprachmusik zu vereinen und jeder Einzelstimme ihren Platz und Entfaltungsraum zuzuweisen. Wenn die Übersetzung dieser Tonalität folgte, fand sie zu ihrem eigenen Rhythmus, zu der unverkennbar Beckettschen Sprachmusik, die schließlich auch für die deutschen Laute einen meist geduldigen Rahmen bot. Und wenn Mercier zu Monologen ansetzt, die in un-

auslotbare Abgründe führen, muß sich niemand abverlangen, ihm in diese zu folgen. Man braucht sich nur ihrer Musik anzuvertrauen, um durch die „dunklen“ Passagen getragen zu werden wie ein Besucher der Danteschen Höllenkreise.

Der Dramatiker Beckett hat immer darauf bestanden, daß seine Stücke streng nach Regieanweisung gespielt werden. Regisseure, die aus diesem Korsett ausbrechen wollten, konnten ihn zur Weißglut treiben: „Manchmal träume ich davon, alle deutschen Theaterregisseure mit vielleicht einer Ausnahme zu einem zusammenzufassen, mit dem Rücken an die Wand zu stellen und ihm alle fünf Minuten eine Kugel in die Eier zu schießen, bis ihm die Lust am Autorenverbessern vergeht.“ (an Alan Schneider, 4. 1. 1960, *Briefe III*, S. 377)

Das war jedoch keine Engstirnigkeit, sondern authentischer, ja zwingender Ausdruck einer künstlerischen Haltung, die der Nachwelt abverlangte, das Werk zu achten und Zugänge zu seiner Polyphonie nicht zu verschütten: Der Text, ob gespielt oder gelesen oder gesungen, ist eine Vorlage, die nur dann in den Beckett-Kosmos hineinführt, wenn sie getreulich ausgeführt wird. Diesem Anliegen will die hier vorgelegte Übersetzung gerecht werden.

Berlin, Mai 2023

